Geschichte der Stadt Edenkoben in der Pfalz.

Von

Dr. Joh. Jos. Herm. Schmitt,
Kgl. Subrektor.

I. Teil.

Von den ältesten Zeiten bis zur Verlegung des Klosters Heilsbruck nach Edenkoben im Jahre 1262 n. Chr.

Programm
der Lateinschule Edenkoben.

Edenkoben.
Buchdruckerei von Heinrich Mietens.
1887.

„Es ist löblich Monographien von Städten zu verfassen, recht erfreulich.“

So schrieb König Ludwig I. von Bayern eigenhändig am 11. Oktober 1853 an den pfälzischen Geschichtschreiber Johann Georg Lehmann.

Inhaltsverzeichnis.

Erster Teil.

Vorwort.

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seitdem der pfälzische Geschichtschreiber Franz Xaver Remling seine Erstlingsschrift über das Kloster Heilsbruck in Edenkoben „aus Neigung für sein Geburtsstädtchen", wie er sich im Vorworte ausdrückt, veröffentlicht hat (der vollständige Titel der Schrift lautet: „Urkundliche Geschichte des Klosters Heilsbruck oberhalb Edenkoben. Eine Monographie von Franz Xaver Remling, Domvikar zu Speyer. Mannheim, in der Schwan- und Götz'schen Hofbuchhandlung. 1832."). Diese gründliche und zuverlässige Arbeit hat durch Remling's spätere umfassende Studien über pfälzische Geschichte manche Erweiterung erfahren und sind in dessen vielen Schriften verschiedene Bemerkungen über das Kloster Heilsbruck und die Stadt Edenkoben niedergelegt. Auch soll die Geschichte des Klosters vollständig vergriffen sein, so daß schon aus diesem Grunde eine neue Bearbeitung der Monographie notwendig erscheint. Diese wird jedoch an Interesse gewinnen, wenn sie nicht bloß die Geschicke des Klosters, wie dies Remling gethan, sondern auch die der Gemeinde in den Kreis ihrer Darstellung zieht. Sodann ist der Zeitraum von drei Jahrhunderten (von 1262—1560), auf welchen sich Remling seiner Aufgabe gemäß beschränkt, zu eng begrenzt, und soll deshalb zum erstenmale der Versuch gemacht werden die ganze Geschichte der Stadt Edenkoben von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart im Zusammenhang darzustellen. An Material hiezu hat es nicht gefehlt, nur für die älteste Zeit fließen die Quellen wie natürlich sehr spärlich, für die Geschichte des Klosters dagegen ist reicher Stoff vorhanden, aber von der Aufhebung desselben 1560 bis zum Jahre 1700 sind nur wenige Nachrichten über Edenkoben vorhanden, in den Stürmen des 30jährigen Krieges wurden fast gar keine Aufzeichnungen gemacht und sind sehr viele ältere Schriftstücke untergegangen; überreich wiederum sind die Akten und Urkunden für das 18. Jahrhundert und die Zeit der französischen Republik und des Kaiserreiches.

Ich ließ es mir nicht genügen, die verschiedenen Nachrichten einfach chronologisch aneinander zu reihen, sondern bemühte mich dieselben im Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte darzustellen, und so ist aus der Geschichte von Edenkoben zugleich eine kurze Geschichte der Vorderpfalz geworden. Demgemäß wurden auch Fragen von allgemeinem Interesse zu lösen versucht, wie die über die Hauptstadt Obergermaniens, die

Lage von Noviomagus, die römische Hochstraße, den Weinbau in der Pfalz, den Götterglauben der Germanen und die Einführung des Christentums, die Schlacht bei Tolbiacum, die südliche Grenze des fränkischen Gebietes, den Ursprung der Haingeraiden, die weltliche Herrschaft der Speierer Bischöfe, das Gaugericht auf dem Lutramsforst u. a. Bei der gewaltigen Ausdehnung der prähistorischen Studien in der Gegenwart war es nötig auch in das Dunkel der Urzeit vorzudringen und über die Altertumsfunde im Zusammenhange zu berichten, die in der Gegend von Edenkoben gemacht wurden. Die Geschichte der im Kanton Edenkoben gelegenen Ortschaften, welche mit der des Hauptortes innig verknüpft ist, wurde bei jeder Gelegenheit thunlichst berücksichtigt.

Die Geschichte fast aller bedeutenderen Städte der Pfalz ist in den letzten Jahrzehnten gründlich durchforscht und dargestellt worden, so die von Landau durch Birnbaum und Johann Georg Lehmann, Neustadt durch Lehmann und Dochnahl, Speier durch Mone, Weiß, Hilgard (Urkundenbuch), wertvolle Beiträge lieferten Zeuß, Rau und Remling (die Chronik von Christoph Lehmann stammt aus den Jahren 1612—1617), Kaiserslautern durch J. G. Lehmann, Zweibrücken durch Molitor und Lehmann, Dürkheim durch Lehmann (Prähistorisches von Mehlis), Deidesheim durch Seel, Lambrecht durch Stauber, Annweiler durch Jak. Schloßstein und J. G. Lehmann (die Geschichte des letzteren reicht nur bis 1519), Frankenthal durch Wille, Ludwigshafen durch Esselborn u. a. Eine kurze Geschichte aller Ortschaften der alten Kurpfalz besitzen wir von Regierungsrat Widder aus den Jahren 1786 bis 1788 (4 Bände) und eine kurze Geschichte sämtlicher Ortschaften der heutigen Pfalz (4 Bände) hat uns Pfarrer Michael Frey aus den Jahren 1836 und 1837 hinterlassen.

Möge die nachstehende Schrift eine vorhandene Lücke in der Städtegeschichte der Pfalz ausfüllen und mögen die Bürger von Edenkoben aus der Geschichte ihrer Stadt, für welche ich seit mehr als 10 Jahren den Stoff zusammengetragen und für deren Bearbeitung ich keine Mühe und Anstrengung gescheut, Lehren schöpfen heilbringend für die Zukunft ihres Gemeinwesens!

Edenkoben, im Mai 1887.

Der Verfasser.

§ 1. Die geographische Lage von Edenkoben.

Das Rheinthal von Basel bis Bingen, von den Geologen auch das Mainzer Becken genannt, war in der Urzeit von einem großen See ausgefüllt.[1]) Die von den Hochalpen herabkommenden Gewässer des Rheines und selbst die in den See strömenden Wasser des Maines fanden ihren Abfluß durch das Thal von Belfort und wandten sich dem mittelländischen Meere zu. Nachdem sich die Fluten des Binnenmeeres endlich durch das mittelrheinische Schiefergebirge einen Weg zur Nordsee gebahnt[2]) und der Rhein sich ein vielfach wechselndes Bett gegraben, da war eine Ebene von äußerst fruchtbarem Alluvialboden zum Vorschein gekommen, und fand hier der Mensch das lohnendste Feld für seine Thätigkeit. Zu den gesegnetsten Gauen der Rheinebene gehört die Vorderpfalz, das Klima ist das mildeste Deutschlands, was mit der geringen, nur 100 Meter betragenden Erhebung über der Meeresfläche zusammenhängt, selbst Südfrüchte gedeihen hier, und der immer noch am besten lohnende Weinbau konnte hier schwunghaft betrieben werden, das erkannte schon das alte Römervolk, welches im ersten Jahrhundert vor Christus von diesen Gegenden Besitz nahm. Und wächst an dem unteren Hartgebirge[3]) (von Neustadt bis Grünstadt) der beste Wein, so wächst an dem oberen (von Neustadt bis Landau, bezw. Weißenburg) der meiste Wein, und eine zahlreiche Bevölkerung fand hier reichliche Nahrung; und mochten die Kriegsstürme der Zeit noch so verheerend über die Ebene dahinbrausen, bald hatte das fruchtbare und schöne Land wieder Bewohner in Menge angezogen und bald prangte es wieder in üppiger Fülle wie ein „großer Garten“[4]). Unverwüstlich sind die Bewohner, weil der Boden unverwüstlich ist.

---

[1]) S. Kutzen, das deutsche Land. 3. Aufl. Hirt, Breslau 1880, S. 247; Rudhart, Aelteste Geschichte Bayerns, Perthes, Hamburg 1841, S. 174; Mehlis, der Rhein und der Strom der Kultur in Kelten- und Römerzeit. Habel, Berlin 1876, S. 6; Dochnahl, Chronik von Neustadt, Gottschick-Witter, Neustadt a. H. 1867, S. 1; Vierordt, Badische Geschichte, Laupp, Tübingen 1865, S. 1; Bavaria, Rheinpfalz, S. 9.

[2]) S. Kutzen a. a. O. S. 247 und Kirchhoff, Schulgeographie, Halle 1882, S. 177.

[3]) Hart ist zu schreiben und nicht Haardt. Das Wort kommt von dem althochdeutschen harta = Wald, Hochwald, gleichwie Harz (Hercynia silva), Gotthard, Spessart (Spe(c)hteshart), Manhartsberg u. a. S. Förstemann, die deutschen Ortsnamen, Nordhausen 1863, S. 56 und das Deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm. Auch die pfälzischen Geschichtschreiber Lehmann und Mehlis schreiben nur „Hart“, und die Schrift Andreae's v. J. 1770 über Neustadt a. H. führt den Titel: Neapolis Nemetum Palatina sive Neostadium ad Hartam illustratum. Demnach schrieb man noch im vorigen Jahrhundert richtig „Hart“; erst das 19. Jahrhundert brachte das orthographische Ungeheuer „Haardt“ zur Welt. Im Mittelalter hieß die Hart auch Hartz, und der Harz wurde auch Hart genannt. Siehe Mone's Anzeiger 8, 153, wo es heißt: „Newenstadt (d. i. Neustadt) am Hartz“.

[4]) So nannte König Ludwig I. von Bayern die Vorderpfalz. S. Führer für Edenkoben und Umgegend 1883, S. 4.

Die Gegend von Neustadt bis Landau wird die obere Hart genannt.[1]) Das Gebirg von Landau bis Weißenburg rechnen schon viele zu den Vogesen oder zum Wasgau; seitdem übrigens Landau nach 136jähriger Fremdherrschaft (von 1679—1815)[2]) und das Land bis zur Lauter bayerisch geworden ist, wurde es üblich, den linksrheinischen Gebirgszug im Elsaß die Vogesen und den in der Pfalz das Hartgebirg zu nennen. Der Speierbach im Norden und die Queich im Süden begrenzen ein Gebiet, welches die Mitte der Pfalz bildet, hier wird das Hartgebirg („der pfälzische Gotthard" nach August Becker a. a. O. S. 6) massig und dehnt sich 10 Stunden weit nach Westen hin aus, hier erheben sich die höchsten Punkte der ganzen Gebirgskette: Die 681 m hohe Kalmit[3]); der durch die Volkssage bekannte Hochberg[4]); der Haag mit dem Blättersberg; der gewaltige Kesselberg, der zweithöchste Punkt des Hartgebirges; der 550 m hohe Teufelsberg und der Orensberg (d. i. Odinsberg)[5]), welche beide Verehrungsstätten germanischer Götter waren; den Kreuzungspunkt des von Süden nach Norden und des hier von Osten nach Westen laufenden Gebirgszuges bildet der etwas rückwärts im Gebirge gelegene und aus der Kriegsgeschichte bekannte Triefenberg, gewöhnlich das Schänzel genannt (die 560 m hohe Spitze des Berges heißt Steigerkopf). Die ganze Gegend ist von großer strategischer Wichtigkeit, das erkannten schon die alten Römer, da sie über das Gebirge die „Hochstraße" bauten; hier errichteten die Urbewohner keine Ringwälle zum

---

[1]) S. Frey, Geschichte des k. b. Rheinkreises. Neidhard, Speier 1836, I. B. S. 114 und August Becker, die Pfalz und die Pfälzer, J. J. Weber 1858, S. 370. — Mehlis tritt in seinen „Fahrten durch die Pfalz" (Lampart, Augsburg 1877, S. 65) für die Benennung „Pfälzer Vogesen" ein. — In alter Zeit begann der Wasgau an der Lauter und wurde erst später zur Queich vorgerückt. S. Lang, Bayerns Gaue. Nürnberg 1830, S. 131. — Siehe auch Bavaria, Rheinpfalz S. 11, wo die Lauter bei Weißenburg als Grenze der Hart bezeichnet wird.

[2]) S. Birnbaum, Geschichte der Stadt Landau, Tascher, Kaiserslautern 1830, S. 282 ff. und Lehmann, Urkundliche Geschichte der ehemaligen freien Reichsstadt und jetzigen Bundesfestung Landau in der Pfalz, Neustadt 1851, S. 210 ff.

[3]) Der Name „Kalmit" wird abgeleitet von calamitas (Schaden, Wetterschaden), weil an diesem hohen Berge die Gewitter öfters sich brechen und mit verheerender Wirkung sich entladen. Vor einigen Jahren wurden nach einem schweren Unwetter, welches gewaltige Felsblöcke bis nach Maikammer hinabflößte, rings um den Berg herum Reihen von Gräben gezogen, welche den schnellen Abfluß des Regenwassers verhindern und besonders bei Wolkenbrüchen ihre Wirkung zeigen. Auf den nächsten Vorbergen befinden sich 4 Wetterkreuze, zu welchen heute noch Prozessionen veranstaltet werden. Vergl. Intellegenzblätter von 1829, S. 16 und Karl Geib, Reisehandbuch durch alle Teile der Pfalz 1841, S. 55. — Auch die Erklärung des Wortes als „Kahle Mitte" dürfte nicht ganz zu verwerfen sein.

[4]) S. meine Abhandlung über den Hochberg im „Pfälzischen Museum" von 1884, Nr. 10.

[5]) Orensberg = Odensberg, d ist = r in der Volkssprache der Gegend, ebenso sagt das Volk „Erekowe" statt Edenkoben und „Eiresem" statt Edesheim. Auch in der altlateinischen Sprache ist d durch Schwächung in r übergegangen, z. B. meridies statt medidies. S. Kühner, Ausführliche Grammatik der lat. Sprache. Hahn, Hannover 1877, I. B. S. 106, 620 (und 446). — Ueber den Teufelsberg und den Orensberg s. Bavaria, Rheinpfalz, S. 326 f.

Schutze gegen feindliche Ueberfälle, wie sich solche sonst überall in der Pfalz finden[1]); denn das weithin sich erstreckende Gebirge gewährte an sich schon genügenden Schutz.

Und hier bei den Bergen wollen wir sogleich der Burgen[2]) gedenken, welche die Herren des Mittelalters in der Gegend erbauten. Vor allen ist die Rietburg (in der Volkssprache „Rippurg" oder Hack(=Haag)-Schloß genannt) zu erwähnen, der Sitz berüchtigter Raubritter, welche die Gemahlin des deutschen Königs Wilhelm von Holland gefangen nahmen. Die Kropsburg ist durch ihre späteren Besitzer, die berühmten Herren v. Dalberg, bekannt geworden. Von der Kästenburg[3]) (d. i. Kastanienburg, so genannt von den dort wachsenden Kastanienbäumen, das Volk sagt kurz Kästen statt Kastanien) soll der unglückliche Kaiser Heinrich IV. den Zug nach Canossa angetreten haben; 1842 wurde sie dem Kronprinzen Maximilian von Bayern zu seiner Vermählung als Gabe der Pfälzer überlassen; seitdem heißt sie Maxburg; das Volk nennt sie auch das Hambacher Schloß von dem am Fuße des Berges liegenden Dorfe Hambach.

Am Eingange des Modenbacher Thales links bei Burrweiler lag zum Schutze des nächsten Weges zur Hochstraße die alte Reichsveste Geisburg und im Thale selbst die Reichsburg Meistersel (Meistersal), so genannt, weil ein Saal- oder Hofmeister (magister curiae) hier seinen Sitz hatte[4]). Ihr gegenüber erhob sich auf dem weit in das Thal hinausschauenden Frankenfelsen die in unserer Zeit gänzlich unbekannte Frankenburg[5]). Auch bei Frankweiler soll eine Frankenburg gestanden haben. Die wichtigste Burg der Gegend war Scharfeneck bei Gleisweiler; der Kurfürst Friedrich I. der Siegreiche gab sie seinen Kindern von der Klara Dettin, von welchen die heutigen Fürsten von Löwenstein stammen. Manche folgenschwere Entscheidung mag auf diesen Burgen getroffen worden sein, welche selbst den Kaiser Friedrich Barbarossa und den König Rudolf von Habsburg in ihren Mauern sahen.

---

[1]) S. Mehlis, Archäologische Karte der Rheinpfalz und der Nachbargebiete. Duncker und Humblot, Leipzig 1884.

[2]) S. Lehmann, Urkundliche Geschichte der Burgen und Bergschlösser in der bayerischen Pfalz. Hugo Meuth, Kaiserslautern 1857. Vier Bände.

[3]) S. Remling, die Maxburg bei Hambach. Götz, Mannheim 1844, S. 21 und 23. Die Namen „Kästenburg" und „Kästelberg" — castelli mons — und die viereckige Grundanlage der Burg legen die Vermutung nahe, daß schon die alten Römer ein Kastell auf dem Berge erbaut hatten. Vgl. Remling. Abteien I, 189, A. 15. In diesem Sinn sprechen sich auch Lehmann in der Bavaria, Rheinpfalz S. 577 aus und Aug. Becker a. a. O. S. 287, welche auf die viereckige Gestalt der Grundmauern hinweisen, die den Römerkastellen eigen war.

[4]) Ohne jeden geschichtlichen Grund wurde in neuerer Zeit für sie der Name Modeneck erfunden. S. Heintz, Verschollene pfälzische Ortsnamen in den Mitteilungen des historischen Vereines der Pfalz. 1875, S. 91.

[5]) Ich habe den Felsen näher untersucht, habe altes Gemäuer, Treppen und Hofräume entdeckt, und hat demnach auch hier eine Burg gestanden, die wahrscheinlich wegen ihrer allzu hohen Lage bald wieder verlassen wurde; ich halte sie für die in alten Urkunden öfters genannte Frankenburg, über deren Lage man vielfach in Zweifel war. Der aus dem Modenbacher Thale zum Frankenfelsen führende Weg heißt heute noch „Burgpfad".

Und das einzige Schloß, welches das bayerische Königshaus heute in der Pfalz besitzt, die „Villa" Ludwigshöhe, liegt in unserer Gegend, in der Gemarkung von Edenkoben.

Während sonst überall in der Pfalz unmittelbar hinter und in dem Gebirge auch noch Menschen wohnen, so ist dies in dem westlich von Edenkoben gelegenen Teile des Hartgebirges nicht der Fall; denn die Berge sind hoch, die Thäler eng und die Wälder die größten der Pfalz. Um so zahlreicher ist die Bevölkerung an den östlichen Abhängen des Gebirges und in der Ebene, wo Weinberge und Weingärten (Wingerte) in unendlicher Menge sich aneinander reihen. Hier wohnen auf einer Quadratmeile 14000 Menschen[1]), während in Deutschland durchschnittlich nur 5000 Seelen auf eine Quadratmeile kommen[2]); die Bevölkerung ist hier nebst der in den Königreichen Sachsen und Belgien und den rheinischen Industriebezirken die dichteste Europa's.

Gerade vor dem von Osten nach Westen laufenden Gebirgszuge und an dem vom Schänzel herabkommenden Edenkobener oder Mühlbach, auch Triefenbach[3]) genannt vom Triefenberge, auf dem er entspringt (der Name „Tiefenbach" scheint zunächst durch Verwechselung mit Triefenbach entstanden zu sein), liegt die Stadt Edenkoben, der Mittelpunkt des Abschnittes zwischen der Queich und dem Speierbach. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner bildet von jeher der Weinbau[4]), und da der deutsche Landmann sich seine Wohnung möglichst in der Nähe seiner Güter erbaute, so entstanden eine Reihe von wohlhabenden stadtähnlichen Ortschaften, ohne daß die eine ein besonderes Uebergewicht über die anderen sich zu erringen vermochte, nur Edenkoben hat als Sitz der Behörden und durch seine Lage in der Mitte des Bezirks eine größere Bedeutung erlangt und auch einige Gewerbthätigkeit hervorgerufen; die Bevölkerungszahl der Stadt ist nie viel über 5000 hinaufgestiegen. Außer dem Hauptorte sind noch hervorzuheben: Kirrweiler (1240 zuerst erwähnt als Kirwilre = Kirchweiler (?), s. Intell. d. Rheinkr. v. 1829,

[1]) S. Führer für Edenkoben und Umgegend von 1883, S. 10. — August Becker (a. a. O. S. 12) nimmt eine noch höhere Bevölkerungsziffer an.

[2]) S. Kirchhoff a. a. O. S. 149.

[3]) Frey a. a. O. S. 120 f. läßt den Bach bei den Dörfern Böbingen und Gommersheim Rottenbach und auch Diesenbach von einem daselbst untergegangenen gleichnamigen Dorfe genannt werden (wahrscheinlich mißverstanden für Tiefenbach!). Die Intellegenzblätter des Rheinkreises von 1828 (S. 384) und Frey (a. a. O. I, 283) nennen ihn auch Hasselbach (Hesselbach, auf der Generalstabskarte Haselbach, heißt heute der Bach, welcher am Hüttenbrunnen in den Triefenbach sich ergießt), und da außer Edenkoben noch die alten Geraidedörfer Venningen, Altdorf, Böbingen und Gommersheim an demselben liegen, heißt er auch in Urkunden der Bach der 4. oder Mittelhaingeraide. — Manche Strecken des Baches haben im Volksmunde noch besondere Namen; so wird die westlich unmittelbar hinter der Stadt gelegene Strecke „Wöschbach" (d. i. Waschbach) genannt, weil dort viel im Bache gewaschen wird und die Bleiche sich befindet. Auch die Namen Thalbach, Fischbach, ja selbst Gaulsbach hört man. In Böbingen heißt er Mühlbach und Setzlingsgraben, weil daneben Pflanzen gesetzt werden.

[4]) Unter Napoleon I. produzierte der Kanton Edenkoben fast noch einmal so viel Wein als der Kanton Neustadt, welcher damals in dieser Beziehung den zweiten Rang im Departement Donnersberg einnahm. S. Bodmann, annuaire statistique, 1808—1809.

S. 12 Anm. 1), welches Jahrhunderte lang der einzige bischöflich Speierische Oberamtssitz auf dem linken Rheinufer und mit Mauern umgeben war und durch ein starkes Schloß geschützt wurde. Bischöfliche Unterämter von Kirrweiler waren in Edesheim, Deidesheim, Madenburg, Dahn und Marientraut. Edesheim, heute der drittgrößte Ort des Kantons mit mehr als 2000 Einwohnern, hatte 2 Schlösser. Maikammer[1]) zählt heute durch seine Vereinigung mit Alsterweiler unter allen Landgemeinden des Kantons die meisten Bewohner (1885: 2639). Von Venningen stammt ein berühmtes heute noch blühendes Freiherrengeschlecht, welches der alten Kurpfalz viele treffliche Staatsmänner gegeben hat; Weyher war langjähriger Sitz eines „unter Rippurg" genannten Landkapitels, ist heute ein viel besuchter Luftkurort und produziert nebst Rhodt und Burrweiler gute Weine; der beste Wein am oberen Gebirg ist der Burrweiler Schäber, d. i. Schiefer, so genannt von dem dortigen fetten Schieferboden. Gleisweiler ist erst in unserem Jahrhundert durch das 1844 von Dr. Schneider errichtete Bad in weiteren Kreisen bekannt geworden.

Edenkoben ist aus 2 Dörfern entstanden; das eine, Vazzenhofen genannt (die heutige Watzengasse hat ihren Namen von demselben), lag auf dem Höhenzug, welcher auf der Nordseite des Baches sich erhebt; es ist die heutige Obergasse (Oberstadt) oder Klosterstraße, die ihren Namen erhielt von dem am Westende des Dorfes gelegenen Kloster Heilsbruck; das andere Dorf, die heutige Untergasse (Unterstadt) oder Bahnhofstraße, erstreckte sich längs der südlichen Seite des Baches mehr nach Osten hin und wurde Edenkoben genannt. An der Straße, welche beide Dörfer verband, entstanden viele Neubauten, und schließlich verschmolzen Edenkoben und Vazzenhofen zu einer Gemeinde mit dem Namen Edenkoben (gerade so wie aus den benachbarten Dörfern Maikammer und Alsterweiler eine Gemeinde entstanden ist); die Verbindungsstraße, heute die Hauptstraße von Edenkoben, erhielt den eigentümlichen Namen „Tanzgasse" (vielleicht kamen die Bewohner beider Dörfer in einem an dieser Straße gelegenen Gasthause zu Tanzbelustigungen zusammen); auch heute befindet sich der erste Gasthof der Stadt, der „zum goldenen Schaf", in dieser Straße. Doch lange währte es, bis auf beiden Seiten der Tanzgasse überall sich Häuser er-

[1]) Der Name wird abgeleitet von Maiae campus (nach Pleickhard Stumpf, Geogr. Handbuch, München 1852, S. 395 hat Maikammer seinen Namen von den Maifesten der Römer). Vgl. Intellegenzblatt des Rheinkreises v. 1829, S. 12, Anm. 1. Maia wurde verehrt als Mutter Merkurs, welcher in den romanisierten Rheinlanden an die Stelle Wodans trat (Tacitus sagt in der Germania, cap. 9: Germani deorum maxime Mercurium colunt). So spricht auch der Name Maikammer dafür, daß der Wodanskultus in der ganzen Gegend verbreitet war. Auch auf Neustadter Gemarkung wurde eine Statue der Göttin Maia ausgegraben (s. Katalog der historischen Abteilung des Museums in Speier. 1880, S. 28). Vgl. Frey a. a. O. II, 268. Noch in den 50er Jahren soll der 1. Mai in Maikammer festlich begangen worden sein. Vgl. auch Aug. Becker a. a. O. S. 299 f. — Der Name Maikammer ist keinesfalls mit dem fränkischen „Maifeld" in Zusammenhang zu bringen. — Maikammer ist Geburtsort dreier Generale, von welchen der berühmteste ist der General der Infanterie Freiherr v. Hartmann, Kommandeur des II. bayerischen Armee-Korps in den J. 1870/71. S. Pfälz. Museum v. 1886, Nr. 3.

hoben; denn noch im 16. Jahrhundert befanden sich dem Rathause gegenüber Aecker (die sog. Ratsstubenäcker). Die Straße, welche nach dem südwestlich gelegenen Dorfe Rhodt[1]) führt, wird Rhodter Hohle genannt, weil sie beim Austritte aus der Stadt einen längeren Hohlweg bildet[2]).

Die Gemarkung von Edenkoben ist ziemlich ausgedehnt, doch ist sie zu klein für die zahlreiche Bevölkerung, weshalb viele hiesige Bewohner noch Güter in den Gemarkungen von Maikammer, Venningen und Edesheim erworben haben; nach Norden hin ist die Gemarkung der Stadt sehr eingeengt und gehört das in unmittelbarer Nähe von Edenkoben gelegene Anwesen des Herrn Amson aus Stuttgart (bis 1807 Eigentum der Freiherren v. Dalberg) bereits zur Gemeinde Maikammer.

Der mitten durch die Stadt fließende Bach trieb zahlreiche Mühlen, daher wurde er auch Mühlbach genannt, und wenn er früher mehr Wasser hatte als heute, so mag er auch den Namen Tiefenbach nicht mit Unrecht erhalten haben.

Doch an den Grenzen des Gebietsabschnittes erhoben sich zwei Städte, Landau an der Queich, welches erst ein halbes Jahrtausend später (um 1260, freie Reichsstadt seit 1291) als Edenkoben erbaut wurde, und Neustadt am Speierbach, welche beide an Straßenzügen lagen, die seit alter Zeit das Hartgebirge durchschnitten; dazu kamen noch in neuester Zeit zwei durchgehende Eisenbahnen. Diesen beiden aufblühenden Städten flossen früher schon und noch mehr heute die Reichtümer der Gegend zu, ihnen gegenüber hat Edenkoben einen schwierigen Stand. Zwar wurde schon manches zur Hebung des Ortes unternommen, aber vieles auch versäumt, bei diesem harten Wettkampfe muß es die Aufgabe der einsichtigen Bewohner sein die natürlichen Hilfsquellen der Gegend zu erforschen und zu erschließen und besonders die Vorteile der schönen Lage der Stadt in jeder Weise zu nützen.[3])

---

[1]) Der Name „Rhodt" wird abgeleitet von roden, reuten, ahd. riuti. S. Förstemann a. a. O. S. 78. Demnach wäre die Schreibweise „Rhodt" unrichtig; noch im vorigen Jahrhundert wurde „Rod" geschrieben. Uebrigens hieß das Dorf unter Karl d. Gr. Crothincheim, und wäre demgemäß die Schreibweise Roth, die sich gleichfalls findet, die historisch richtige; falsch ist jedenfalls die Einschiebung eines „h" nach dem „R" und die Verbindung des „d" mit „t". — Nach Beyerlins fabelhafter Geschichte (Manuskript, S. 48) wurde Rhodt von Rodegast († 490), Herrn v. Rippurg, erbaut.

[2]) Der Grundriß von Edenkoben hat annähernd die Gestalt eines lateinischen Z. S. das Manuskript von Täuffenbach im Archiv des historischen Vereines der Pfalz aus dem Jahre 1809, welches eine kurze und fast nichts Neues bietende Beschreibung von Edenkoben enthält.

[3]) Die landschaftliche Schönheit der Gegend ist in dem vom Verschönerungsverein für den Kanton Edenkoben herausgegebenen Führer von 1883 recht anschaulich und in schöner Sprache geschildert. Zu einem Luftkurort ist Edenkoben wegen des zehn Stunden nach Westen hin sich ausdehnenden und durch viele Verschönerungswege zugänglich gemachten Waldgebirges und der unerschöpflichen Menge von schönen Punkten so geeignet wie kaum eine andere Stadt der Pfalz. Im 18. Jahrhundert war Edenkoben ein vielbesuchtes Bad, an jene Zeit erinnert der im Norden der Stadt gelegene Kurbrunnen.

§ 2. Die Ableitung des Namens „Edenkoben".

Den Namen „Edenkoben" abzuleiten sind schon viele Versuche gemacht worden, allein sie befriedigen nicht; nur eine Lösung trifft das Richtige, aber sie läßt es an jeder Beweisführung und näheren Erläuterung fehlen.

Was zunächst den zweiten Teil „koben" betrifft, so verursacht dessen Erklärung keine Schwierigkeit. Hiebei ist nicht etwa an Kufe (kleines Haus), lat. cupa, keltisch cuve, griech. κύπη, zu denken, sondern „koben" ist nichts anderes als „hofen"[1]), und dieses ist gleich „kofen", was sich aus der alten Endung „chovun" oder „chova" erklärt; aus dem „ch" wurde teils „k" teils „h", und die Endung „un" oder „a" hat sich in „en" oder „e" abgeschliffen. In Niederbayern (bei Landshut) gibt es heute noch viele Ortsnamen mit der Endung „kofen"[2]), und im Kanton Zürich viele mit der Endung „kon", wie Bubikon, Russikon, Pfäffikon (= Pfaffenhofen), Zollikon; das „kon" ist nur eine Abkürzung für „kofen, chovun"[3]).

Um den ersten Teil „Eden" zu erklären, ist es nötig auf die älteste Schreibweise des Wortes zurückzugehen; diese ist Zotingowe, Zotingen, Zotincgen[4]). Freher führt unter den ältesten Ortschaften des Speiergaues, die zur Zeit Karls des Großen schon existierten, Zothingovv[5]) an.

In den von Zeuß herausgegebenen Traditiones Possessionesque Wizenburgenses[6]) steht p. 270 octinchouen und p. 282 octinghouen[7]); allein beidemale ist „ott", nicht „oct" zu lesen, demnach

---

[1]) Huova, hoba, huba, Hube (Hof) ist ursprünglich ein eingezäunter Raum; daher gibt es so viele Ortsnamen mit der Endung „hofen". S. Förstemann a. a. O. S. 83. Vgl. Görringer, Pirminius 1841, S. 211.

[2]) S. Rudhart, Aelteste Geschichte Bayerns 1841, S. 526 f.

[3]) S. Förstemann a. a. O. S. 83 f.

[4]) S. Codex Laureshamensis ed. Lamey, Mannh. 1768—1770, II. Tom. N. 2059: „Zotingowe" im Jahre 782; N. 2057, 2058 und 2063: „in Zotingower marca" in den Jahren 769, 772 und 773; N. 2060: „in Zotinger marca" im J. 783; N. 2062: „in Zotincger marca" im J. 776. — Lehmann führt in der Bavaria, Rheinpfalz S. 613 Zothingowe (Edenkoben) unter den im 8. und 9. Jahrhundert schon vorhandenen Orten des Speiergaues auf; die Schreibweise mit „h" kommt urkundlich in jener Zeit nur einmal vor. Noch unrichtiger ist die Schreibweise Zothingowa bei Stumpf, Geogr.-statistisch-hist. Handbuch des Königreiches Bayern. 1852, S. 393.

[5]) Origines Palatinae, Heidelbergae 1636 (3. Ausgabe von Rüdiger) p. 75. Auch diese Schreibweise ist willkürlich.

[6]) Ed. Societas historica Palatina, Spirae 1842. Der betreffende codex ist Eigentum des historischen Vereines der Pfalz.

[7]) Da mir beide Schreibweisen Bedenken erregten, so ersuchte ich den (nun verstorbenen) Gymnasialprofessor Weiß in Speier, der seiner Zeit Sekretär des historischen Vereines der Pfalz war, im codex nachzusehen, ob nicht vielleicht „ott" statt „oct" zu lesen sei. Derselbe bestätigte die Richtigkeit meiner Vermutung: p. 270 müsse offenbar „ottinchouen" gelesen werden; p. 282 sei o mit dem ersten t so zusammengeschrieben, daß man „oc" lesen könne; allein da „oc" sonst ganz anders geschrieben werde, so sei offenbar auch das zweitemal „ottinghouen" zu lesen.

sind die beiden Namen in ottinchouen und ottinghouen zu ändern, was für die Ableitung des Namens Edenkoben bei dem Mangel an weiteren alten Quellen von Bedeutung ist.

Durch diese ältesten Schreibungen ist die Ableitung von dem biblischen Worte „Eden“ (1. Buch Mosis 2, 8) gänzlich ausgeschlossen, wenn auch nichts dagegen einzuwenden ist das Land umher als ein „Eden“ oder „Paradies“ oder einen „Garten“ zu bezeichnen.

Auch die Ableitung von „öd“ (also Edenkoben = Oedhof), weil in späteren Urkunden (1524) „Oedenkoben“ vorkommt, läßt sich mit der ältesten Schreibweise nicht vereinbaren und hat auch das sachliche Bedenken gegen sich, daß weder der Ort noch die Gegend öd zu nennen waren, wenn gleich andere ähnliche Namen wegen ihrer Lage mit Recht von „öd“ abgeleitet werden.[1])

Die gewöhnliche seitherige Ableitung von Edenkoben war die von „Odin“, dem höchsten der germanischen Götter. Diese findet sich zuerst in den Intellegenzblättern des Rheinkreises vom Jahre 1828[2]); ihnen folgen Remling in seiner Geschichte des Klosters Heilsbruck (S. 17) und Karl Geib in seinem Reisehandbuch durch alle Teile der Pfalz von 1841 (S. 56); auch der Edenkobener Anzeiger von 1849[3]) nimmt diese Ableitung an, und für dieselbe tritt auch Mehlis zuerst in der Palatina von 1875[4]) ein wegen des Odinskultus der hier wohnenden Alamannen und später in seinen „Fahrten durch die Pfalz“ (1877, S. 77).

Eine schönere Ableitung als die von dem germanischen Götterfürsten Odin könnten wir uns kaum wünschen, und wir wollen auch zugeben, daß sprachlich die Ableitung von Odin zu rechtfertigen ist; denn d geht leicht in t oder tt über und das s, welches die Zusammensetzung fordert (Odinshofen = Ottinchouen), kann mit der Zeit sich verlieren[5]). Jedoch sachliche, nicht zu überwindende Bedenken müssen wir gegen die Ableitung von „Odin“ geltend machen. Förstemann, wohl die erste Autorität auf dem Gebiete der deutschen Ortsnamenkunde, warnt bei Ableitung von Ortsnamen ohne die triftigsten Gründe an die Götter zu denken, hierin sei mehrfach zu viel geschehen, und er sei dabei besonders ängstlich[6]). Es

---

[1]) Förstemann a. a. O. S. 115 führt Oedhof, Oedberg, Edleiten an.

[2]) S. 385. Der Verfasser der bezüglichen geschichtlichen Artikel war Regierungsrat Löw in Speier.

[3]) Verfasser des betr. Artikels war der verstorbene geschichtskundige I. Stadtschreiber Resplandin von Edenkoben.

[4]) Beiblatt der „Pfälzer Zeitung“, S. 163.

[5]) August Becker wendet (a. a. O. S. 306) überhaupt gegen die Ableitung von „Odin“ ein, daß dieser Name nordisch, dagegen der altdeutsche Name des Gottes „Wodan“ oder „Wuotan“ sei. Allein das „W“ vorn schleift sich besonders in zusammengesetzten Wörtern gerne ab und wird aus Wodan sehr leicht Odan oder Oden, wie wir dies an dem Worte „Odens“- oder „Orensberg“ sehen.

[6]) S. Förstemann a. a. O. S. 171. — Jakob Grimm (Deutsche Mythologie 1835, S. 107 f.) ist weniger streng, doch führt er nicht einen mit „hofen“ zusammengesetzten Ort an, sondern nur solche mit Berg, Wald, Forst, Feld, Acker, Weg u. a. Odenwald und Odenheim will Grimm im Gegensatz zu Finn Magnus (lex myth. 648) nicht dahin ziehen. — Schandein hinwiederum warnt in der Bavaria, Rheinpfalz S.

ist deshalb wo möglich eine andere Ableitung zu suchen. Nach Simrock, Müllenhof und Dahn[1]) ist Odin der Mann vom Berge, aber nicht von einem Hofe, dort auf dem Orens- oder Odensberg wurde er verehrt, und über den Teufelsberg zog er mit seinem wilden Heere nach dem Schwarzwalde hinüber, der Odenwald und vielleicht auch das im unteren Hartgebirge bei Wachenheim gelegene Odinsthal mögen ihre Namen von Odin haben (wenn nicht der letztere neueren Datums ist), selbst der Ochenkopf mag früher Odinskopf[2]) und der Michelsberg bei Dürkheim Wodansberg[3]) geheißen haben, — aber mit einem in der Ebene gelegenen Hofe oder Dorfe dürfen wir den Namen des gewaltigen Götterkönigs ohne zwingenden Grund nicht in Verbindung bringen. Bei Ortsnamen, die auf „hofen" endigen, hat man zunächst an Besitzer oder Herren der betreffenden Höfe oder Ortschaften zu denken, und speziell bei Edenkoben ist nach einem Namen zu forschen, der mit Odin verwandt ist oder wenigstens ähnlich lautet, und ein solcher Name ist Otto, ahd. Otto und Odo, mhd. Otte, d. i. Herr, Besitzer (dominus)[4]). Demnach würde ottinchouen nichts anderes bedeuten als Ottoshofen oder Herrenhofen, Herrenhof. Schandein hat diese Ableitung zuerst in der Bavaria[5]) aufgestellt, wo er sagt: „Der Name der Stadt Edenkoben bei Landau — urkundlich 769 Zotingowe — heißt ursprünglich nichts anderes als „zu Otto's Höfen", und hat sich die heutige mundartliche Lautung ganz streng nach dem Lautgesetze entwickelt". Allein wie der alte Name „Zotingowe" zu dem heutigen Namen „Edenkoben" sich entwickelte, bedarf einer näheren Erläuterung. Zunächst ist das „Z" vorn weggefallen, wie wir schon aus den der Zeit nach nächsten Urkunden, den Traditiones Wizenburgenses, ersehen, wo es ottinc[g]houen heißt; „zu" und „in" werden öfters Ortsnamen vorgesetzt und können ebenso wieder weggelassen werden, wie z. B. Noppenau = Oppenau oder Oppau[6]). Sodann erregt die Endung „ing" einiges Bedenken; diese läßt sich auf doppelte Weise erklären; es kommt nämlich in alten Handschriften nicht bloß die Endung

---

287, Ortsnamen auf mythische Begriffe zurückzuführen und führt gerade „Edenkoben" als Beispiel an.

[1]) Walhall, 1884, S. 28. Walhall, die Wohnung der Götter, dachte man sich wie den Olympus auf dem Gipfel eines hohen Berges; daher heißt Odin „der Mann vom Berge".

[2]) S. Palatina von 1875 a. a. O. und Mehlis, Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande, Duncker und Humblot 1875, I. Abt. S. 72.

[3]) S. Wägner a. a. O. II. Abt. S. 142.

[4]) S. Weigand, Deutsches Wörterbuch, und Weishaupt, Namenbuch, Programm der k. Studienanstalt Kempten für 1876/77. Otto = Odo läßt sich wohl ebenso wie Odur und Ottar auf Odin zurückführen. S. Wägner a. a. O. I, S. 78, 219 und 222.

[5]) S. Band Rheinpfalz 1867, S. 192.

[6]) S. die Bemerkung von Karl Christ im „Pfälzischen Museum" von 1884, S. 22. Im Nibelungenliede steht häufig vor Ortsnamen ze oder zen, z. B. dâ zen Burgonden sô was ir lant genant (Strophe 5, vgl. 127). Ueberhaupt sind die Ländernamen auf „en", z. B. Bayer(e)n, Sachsen, Hessen, Thüringen, als ursprüngliche Volksnamen (Dat. Pl.) mit vorausgehendem ze zu erklären, also Bayern = ze Bayern, bei den Bayern. So sagt man noch heute in der Pfalz von einem aktiven Soldaten: „Er steht bei den Bayern."

„chova" und „chovun", sondern auch „inchova" und „inchovun" vor. z. B. Gunzinchovun = Günzkofen, Smidilinchovun = Schmidlkofen[1]). Das „in" scheint der Verbindung wegen eingefügt zu sein und unserem „en" und dem schweizerischen „i" zu entsprechen; demnach wäre ottinchouen = Ottenhofen[2]). Die Endungen „a" und „un" schliffen sich in der Volkssprache in „e" oder „n" oder „en" ab. Oder man leitet Ottinghouen ab von dem Patronymikum „Ottinger" = Söhne oder Nachkommen von Otto (wie Karolinger = Karls Söhne oder Nachkommen). Demzufolge wäre Edenkoben soviel als „Otting(er)hofen"[3]), die Endung „er" in der Mitte fällt der schnelleren Aussprache wegen aus, und das „gh" oder „ch" verwandelt sich in g (vgl. Zotingowe) oder verhärtet sich in „k". Doch kommen solche Zusammensetzungen mit Patronymika sehr selten oder gar nicht vor, und entscheide ich mich für die Ableitung von Otto und erkläre demnach den alten Namen Ottinchoven für Ottenhofen oder Ottoshofen[4]).

Die beiden Teile des Wortes „Ottinchouen" verwandeln sich nun im Laufe der Zeit nach den Lautgesetzen in folgender Weise: Ottin in Otin, Oten, Oden, Oeden, Eden, auch Eten (1491 Odenkoben, 1524 Oedenkoben, 1543 Odenkhouenn) und chouen oder choven in koven (auch kofen) und koben. So entstand der heutige Name „Edenkoben", welcher bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts der gebräuchlichste geworden war[5]). Daneben finden sich folgende Schreibweisen: Odigkoben (1521), Oedigkhoven (1553), Oedigkhouen (1521), Oedickhoven (1523), Oedighofen (1751 und 1761), Edighoven (s. Acta Academiae Palatinae II, 8 und Schöpflin, Alsatia I, 654 und II, 451), Edighofen, Edigkhoven und Edigkhoben („gh" und „kh" wie in dem alten otting(c)houen), Edickoven (unter Karl Ludwig), Edickoben (bei Beyerlin), Edickoven (auf der im Altertumsverein zu Dürkheim a. H. befindlichen Karte). In der Verlegungsurkunde des Klosters Heilsbruck vom J. 1262 heißt es schon Etenkoben. Erst in unserem Jahrhundert hat sich die Schreibweise Edenkoben festgestellt (Pauli schreibt übrigens noch 1817 in seinen „Gemälden von Rheinbayern" Edenkofen). Aber das Volk kümmert sich um die offizielle Schreibweise wenig,

---

[1]) S. Rudhart a. a. O. S. 527. — Förstemann erwähnt a. a. O. Romaninchova = Romanshofen und Hutt-inchovun = Hüttikon (Hüttenhofen) in der Schweiz.

[2]) Ottensoos bei Nürnberg ist ebenso gebildet wie auch Ottendorf (in Holstein), Ottensund (s. Giesebrecht, d. Kaiserzeit I, 300), Ottensand u. a. Ottenhöfen am Achernbach im nördlichen Schwarzwald südlich von der Hornisgrinde und dem Mummelsee ist ganz das nämliche wie das alte „Ottinchoven". Dr. Keiper in Zweibrücken machte mich auf das badische Ottenhöfen und das lothr. Odenhoven im Kreise Bolchen aufmerksam. Auch Odenbach bei Lauterecken und Schall-odenbach bei Otterberg sind vielleicht hieher zu ziehen.

[3]) Der Vergleich mit Alt-Oetting in Oberbayern, Oettingen bei Diedenhofen und Oetingen bei Forbach in Deutsch-Lothringen liegt sehr nahe; auch Grafen v. Otting gibt es in Bayern.

[4]) Die Namen der Dörfer Edesheim (urkundlich Otinsheim im cod. Lauresh. II, 1305, 2168, Odensheim, Otensheim, Odesheim) bei Edenkoben und Edigheim (Otincheim, Otenheim) bei Frankenthal sind ebenfalls von Otto abzuleiten, beide sind = Ottosheim. Edigheim lag in alter Zeit auf der rechten Rheinseite und soll nach Zarncke (Ausg. d. Nibelungenliedes S. 152, 1) der Ort gewesen sein, wo Siegfried erschlagen ward (vor dem Otenwalde ein dorf lêt, Otenheim).

[5]) S. Widder, Geographisch-historische Beschreibung der Kurpfalz von 1786, II. T. S. 282 f.

es spricht Edekowe, Eidekowe, Eidekouwe, Eirekouwe, Eirekowe, Erekowe (letzteres, welches Schandein a. a. O. als westrichisch bezeichnet, ist auch vorderpfälzisch; Eddekoffe und Eidekoffe, welche gleichfalls Schandein anführt, habe ich noch nicht gehört). So dauert nach feststehender Einheit der Schreibweise doch die Verschiedenheit der Sprechweise fort.

Der Name des zweiten Dorfes, welches einen Stadtteil des heutigen Edenkoben bildet, war „Vazzenhoven“ (Watzenhoven, s. Acta Ac. Pal. II, 8). Dieses wird urkundlich zuerst[1]) 1262 genannt bei der Verlegung des Klosters Heilsbruck dahin, also 5 Jahrhunderte später als Edenkoben, es scheint demnach auch späteren Ursprungs zu sein und war nie von besonderer Bedeutung, weshalb es auch bald seinen besonderen Namen verlor. „Vazzen“ ist nichts anderes als „Wasser“[2]); in der Aufschrift eines Seelengerätes des Grafen Emich v. Leiningen vom Jahre 1262 heißen die Dörfer Eden- und Wasserkoben[3]). Bei diesem Namen könnte man vielleicht eher an unser „Kufe“ denken, also Wasserkoben = Wasserkufe, Wasserhaus. Doch die älteste Urkunde sagt „Vazzenhoven“[4]), und auch später wird es immer so genannt, bis der Name ganz verschwindet. Demnach ist „Vazzenhofen“ der Hof oder abgegrenzte Raum, wo das Wasser sich befindet und von welchem es hergeleitet wird; und heute noch leitet die untere Stadt ihr Wasser von der oberen her.

Mit dem 14. Jahrhundert verschwindet der Name „Vazzenhofen“ und die beiden Dörfer führen den gemeinsamen Namen „Edenkoben“; es scheint dies mit der Verlegung des Klosters Heilsbruck hieher zusammenzuhängen, welches die herrschaftlichen Rechte über beide Dörfer erwarb; dadurch verschmolzen sie zu einer Gemeinde, welche den Namen des Hauptortes Edenkoben erhielt. Doch ganz ist der Name Vazzen- oder Wasserhofen nicht untergegangen, die heutige Watzengasse — vulgo Vetzen- (Vezzen-)gasse[5]) — hat den alten Namen noch nach Jahrhunderten bewahrt.

[1]) Nach der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (19, 172) soll der Name „Vacenhoven“ schon 1256 vorkommen. S. Mitteilungen des hist. Vereines der Pfalz v. 1875, S. 115.

[2]) Förstemann a. a. O. erinnert an Wazzarburuc (Wasserburg), Wassergatt, Waterloo u. a. — Das althochdeutsche z (oder ß) ist ein weiches z, welches sich später nicht mehr von s unterschied. S. Koch, Griech. Schul-Grammatik. Teubner 1882, S. 353 und Hahn's Althochdeutsche Grammatik, Tempsky, Prag 1875, S. 15 f. und desselben Mittelhochdeutsche Grammatik, Winter, Frankfurt 1875, S. 30 f. Demnach ist das mittelalterliche wazzar = wassar, wasser. — Mehlis will in seinen „Fahrten durch die Pfalz“ von 1877 (S. 77) auch den Namen Watzenhoven von Wodan ableiten; allein wie „Vazzen“ aus „Wodan“ geworden sein soll, ist nicht angegeben. Edenkoben erklärt Mehlis als „Hof des Odin“ und Watzenhofen als „Hufe des Wodan“, welchen beiden Ableitungen ich nicht zustimmen kann; insbesondere ist nicht erläutert, warum die in beiden Wörtern ganz gleichen Endungen hoven, hofen, kofen, koben das einemal als „Hof“ und das anderemal als „Hufe“ erklärt werden sollen. (Hufe ist nach Weigand, deutsches Wörterbuch, ein Landstück von ca. 30 Morgen.)

[3]) S. Würdtwein, Monasticon Palatinum V, 94 und die Intellegenzblätter von 1828, S. 385.

[4]) S. Würdtwein, l. c. V, 87.

[5]) Vgl. die Intellegenzblätter v. 1826, S. 57 und Remling, Heilsbruck, S. 32. — Den Namen Watzenborn (= Wasserquelle) führte ein reformierter Pfarrer von Edenkoben um das Jahr 1710.

§ 3. Die vorgeschichtliche Zeit.

a. Die vorkeltische Zeit.

Den Forschungen der Geologen zufolge entstand das ganze Gebiet des Oberrheins von Basel bis Bingen durch eine sehr langsame Erhebung des Meeresbodens im Verlaufe der Sekundärzeit. Nachdem der höchste Teil der Gesamterhebung eingestürzt war, brach während der Tertiärzeit in die entstandene Lücke das Meer von Süden her ein; die darum so steilen Bruchränder des Hartgebirges und des gegenüberliegenden Schwarzwaldes wurden Meeresküsten; durch eine Bodenerhebung im Süden wurde dieser Meeresbusen geschlossen. In den großen Binnensee ergossen sich die Wasser des Rheines und des Maines, welche das nördlich und früher tiefer gelegene Schiefergebirge durchsägten und den Abfluß des Rheinsees zur Nordsee bewirkten[1].

In der ersten Epoche der darauf folgenden Quaternärzeit, der Diluvialzeit, lebte das Mammuth (elephas primigenius sive antiquus) in der Rheinebene; dessen einstige Existenz in der Gegend von Edenkoben beweist der 1885 gemachte Fund eines zwei Meter langen Stoßzahnes, des Stückes eines Schienbeines und vieler Backenzähne dieses Ungeheuers der Vorzeit[2]. Im April 1887 wurde an derselben Stelle der untere Teil des Geweihes eines Riesenhirsches (cervus megaceros) in derselben diluvialen Sandschichte aufgefunden, welche jedenfalls noch viele Reste von prähistorischen Tieren birgt[3]. Gleichzeitig mit dem Mammuth lebte in ganz Mitteleuropa das wollhaarige Rhinozeros, das Flußpferd, der Löwe und der Tiger (felis spelaea), der Höhlenbär (ursus spelaeus), der Riesenhirsch, das Renntier, das Elen oder der Elch u. a.[4]). Und gleichzeitig mit diesen Tieren und in furchtbarem Kampfe mit denselben lebte der Mensch in der Diluvialzeit. Wahrlich Helden waren jene Urbewohner Europa's, welche mit schwachen Waffen, aber mit überlegener geistiger Kraft ausgestattet den Kampf mit so gewaltigen Bestien aufnahmen, und nicht mit Unrecht feiert die Mythologie der Germanen, Römer und Griechen jene Männer der Vorzeit, die die Erde von solchen Ungeheuern reinigten.

Der „quaternäre" oder diluviale oder „fossile" Mensch ist nach Virchow[5]) eine sichere Errungenschaft der neueren Wissenschaft. Die ersten

---

[1]) S. Kirchhoff, Schulgeographie, S. 172 f. und S. 177.

[2]) S. meine Beschreibung eines „Fundes in Altdorf bei Edenkoben" in Nr. 10 des „Pfälzischen Museums" v. 1885.

[3]) Vgl. die Edenkobener „Gegenwart" von 1887, Nr. 90.

[4]) S. Hellwald, der vorgeschichtliche Mensch 1880, S. 22 ff., S. 117 und S. 338 f. Vgl. auch Mehlis, der Rhein und der Strom der Kultur 1876, S. 13 f. und die Rezension der Schrift von Manuel Sales y Ferré, Edad prehistorica, Madrid 1883 in der Berliner Philologischen Wochenschrift v. 1884, S. 1387 von Justi in Marburg.

[5]) Die Urbevölkerung Europa's 1874, S. 45 und 47. Vgl. Hellwald a. a. O. S. 86 ff.

und ältesten Wohnplätze der Menschen waren die Höhlen, und diese Höhlenbewohner (Troglodyten) sind die wirklich ältesten und ersten Einwohner Deutschlands[1]), sie nährten sich hauptsächlich vom Fleische des Höhlenbären und kleideten sich mit dem Felle desselben, ihre vorzüglichste Waffe war der Feuerstein[2]), für ihren größten und am schwersten zu überwindenden Feind aber hält Fraas den damaligen schauerlichen deutschen Winter, weshalb die germanische Mythologie den Kampf mit den Eisriesen als einen so gewaltigen schildert. Durch die zweite Eiszeit, welche in die Diluvialzeit fällt, gingen Menschen und Tiere zu grunde[3]). Fraas[4]) hält die Höhlenmenschen für Arier, Virchow[5]) dagegen ist der Ansicht, daß in ganz Europa vor den Ariern, welche langköpfig (dolichokephal) sind, eine kurzköpfige (brachykephale) turanische Bevölkerung gelebt habe, zu welcher die Finnen, die „ausgemachte Kurzköpfe"[6]) sind, Basken[7]) und Ligurer gehörten. Auch Dahn[8]) hält die Finnen (= Basken) für die älteste geschichtliche Bevölkerung Europa's. Demnach wären die ältesten Pfalzbewohner Finnen gewesen. Cruel[9]) nimmt vor den Kelten eine turanische Bevölkerung an, zu welchen er (wie Virchow) auch die Basken rechnet, und dieser läßt er eine den Indianern Amerika's sprachlich verwandte Urbevölkerung vorangehen. Manche nennen die ältesten Europäer einfach „Steinvölker", da diese außer hölzernen und knöchernen Werkzeugen nur Steingeräte besaßen[10]).

Pfahlbauten sind in der Pfalz bis jetzt nur zwei nachgewiesen, einer im Landstuhler Bruch und einer im Torfbruche von Winden[11]). Während Dahn[12]) die Pfahlbauten den Finnen zuschreibt, halten Franz Keller und Hellwald[13]) die Pfahlwerke (wenigstens im Alpengebiete) für Ansiedelungen der Kelten, welche in ihrer alten Heimat, dem Sumpflande des Dnjepr, Pfahldörfer zu bauen genötigt waren.

In der Steinzeit scheint die Mehrzahl der Menschen in diesen ausgedehnten Pfahldörfern und -städten gewohnt zu haben, um sich gegen wilde Tiere und feindliche Ueberfälle zu schützen; und auch in der Bronze- und Eisenzeit, als die Landbauten immer mehr zunahmen, wurden diese Seeburgen wie die steinernen Ringwälle auf den Höhen der Berge als Zufluchtsstätten und Befestigungen für die Zeiten der Not benützt[14]). Eine

---

1) S. Fraas, die alten Höhlenbewohner 1873, S. 4. Vgl. Dahn, Urgeschichte der germ. und roman. Völker, 1881, S. 5 ff.

2) S. Fraas a. a. O. S. 10 ff. und S. 32.

3) S. Hellwald a. a. O. S. 23 f.

4) A. a. O. S. 31.

5) Urbevölkerung Europa's, S. 27 ff. und S. 31.

6) S. Virchow, Urbevölkerung S. 33.

7) Die Basken der Gegenwart sind übrigens langschädlich. S. Virchow a. a. O. S. 33.

8) A. a. O. S. 6.

9) Die Sprachen und Völker Europa's vor der arischen Einwanderung, 1883.

10) S. Hellwald a. a. O. S. 176.

11) S. Mehlis in den Mitteilungen des hist. Vereines der Pfalz, 1883. XI, S. 45.

12) A. a. O. S. 6.

13) A. a. O. S. 186 und S. 610.

14) S. Virchow, Ueber Hünengräber und Pfahlbauten 1866, S. 22, S. 25 f. u. S. 31 f.

genaue Beschreibung einer solchen Pfahlbautenstadt und -festung, welche der Feldherr des Darius vergeblich belagerte, hat uns Herodot (V, 16), der Vater der Geschichte, hinterlassen.

Die ein halbes Jahrtausend währende Pfahlbautenzeit will Hellwald[1]) nicht mehr zur Steinzeit rechnen. Letztere setzt Mehlis[2]) für die Pfalz um das Jahr 1500 vor Christus an.

b. Die Keltenzeit —72 v. Chr.

Mögen über die ältesten Bewohner Deutschlands noch mannigfache Zweifel herrschen, darüber daß die Kelten über ein Jahrtausend das Rheinthal bewohnten, sind alle Forscher einig. Nach Dahn[3]) waren die Kelten, welche ein Zweig der Arier sind, schon um das Jahr 2000 v. Chr. im äußersten Westen Europa's angelangt und hatten demnach um diese Zeit bereits vom Rheinthale Besitz genommen, dem Rheinstrom gaben sie den Namen, den er noch heute führt[4]), und eine Menge anderer Ortsnamen (von Städten, Flüssen und Bergen) erinnert an die Anwesenheit der Kelten in den Rhein- und Donaugegenden[5]). Solche keltische Ortsnamen sind Borbetomagus (Worms), Moguntiacum (Mainz), Saletio (Selz), Brocomagus (Brumath), Argentoratum (Straßburg), Lupodunum (Ladenburg), Noviomagus (Speier, Neustadt)[6]). Die keltischen Endungen magus, acus,

[1]) A. a. O. S. 608 und S. 610.

[2]) Mitteilungen des hist. Vereines der Pfalz. 1883. XI, S. 46.

[3]) A. a. O. S. 5.

[4]) Nach Zeuß (die Deutschen und die Nachbarstämme, 1837. S. 13) bedeutet das keltische rhên soviel als rein; demnach wäre Rhên der reine oder helle Fluß; Zeuß setzt übrigens ein Fragezeichen hinzu. Vielleicht hat man eher an ρέω, fließe, zu denken, wornach Rhenus einfach Fluß bedeutete, wie R(h)a (Pă), die heutige Wolga. Auch die indogermanische Wurzel ri = frei lassen, fließen lassen, wovon rivus abgeleitet wird, kommt in Betracht. Vgl. Curtius und Vaniçek, Etymologie (S. 235). — Mehlis (der Rhein, S. 16) behauptet, Rhein sei = Weg, Pfad; ihm folgt Hellwald (a. a. O. S. 678). — Auch der Name Donau ist keltisch und kommt her von Don = Fluß. S. Hellwald a. a. O. S. 676.

[5]) S. Förstemann a. a. O. S. 229. Vgl. Rudhart a. a. O. S. 2 ff; Lehmann, Bavaria, S. 574; Mehlis, Studien, I, 24.

[6]) Ueber Noviomagus, welches so viel bedeutet als Neufeld, Neuhofen, Neuenheim oder auch Neustadt, Neudorf — entstanden aus nov = neu (vgl. Nola aus Novula, Neustadt) und der häufig vorkommenden keltischen Endung magh, latinisiert magus = Feld, Ebene — gehen die Ansichten sehr auseinander. Die einen halten Noviomagus für Speier, so Zeuß (die Deutschen, S. 221), Mommsen (Römische Geschichte, V, 109), Häusser (a. a. O. S. 3), Köchly (Cäsar und die Gallier, S. 18), J. G. Lehmann (Bavaria, S. 576), Chr. Lehmann (Speyerische Chronik S. 14), Hertzog (Chronicon Alsatiae, S. 7), Remling (die Bischöfe von Speier I, S. 32), Frey (a. a. O. II, 9), Görringer (Pirminius, S. 10), Weiß (die Reichsstadt Speier, S. 2), Mehlis (Fahrten, S. 128 und Mitt. d. hist. Ver. d. Pfalz, XI, S. 2); für Hochspeier sprechen Schöpflin und Schönwieser, dagegen für Neustadt a. Hart v. Stichaner (in dem Intellegenzblatt des Rheinkreises v. 1821, S. 486) und ihm folgend Creuzer (zur Geschichte altrömischer Kultur am Oberrhein und Neckar, 1833, S. 14, S. 80 und Karte) und schließlich Dochnahl (Chronik von Neustadt a. H. 1867, S. 4 ff.). — Schon Zeuß bemerkt in seiner „freien Reichsstadt Speier" (1843, S. 3), daß man Noviomagus mit dem spät genannten Neustadt in Verbindung bringen wollte; Frey (II, 519) meint, Noviomagus „möchte füglicher von Neustadt selbst verstanden werden, wie die neueren Entdeckungen andeuten". Mehlis (Fahrten 1877, S. 82) spricht von einem keltischen

iacus bezeichnen den Wohnort und entsprechen den deutschen Endungen ingen, hofen, weiler (alamannisch) und heim, hausen (fränkisch)[1]. Selbst die Namen „Germanen" und „Alamannen" sollen keltischen Ursprunges sein[2].

Eine Keltenstraße führte von Weißenburg am ganzen Gebirge hinunter über Bergzabern, Godramstein, Böchingen, Flemlingen, Hainfeld, Rhodt, Edenkoben, Maikammer, Diedesfeld, Winzingen, Mußbach, Deidesheim, Dürkheim, Grünstadt bis Monsheim[3]. An dieser Straße haben die Kelten Niederlassungen gegründet, und da sie gerne in den Niederungen an den Bächen sich ansiedelten (während die Germanen mehr den Gebirgsabhängen zustrebten und die Römer auf kleinen Anhöhen ihre befestigten Niederlassungen (castella) gründeten, vgl. Mitt. d. hist. Ver. d. Pfalz XII, 9), so werden Godramstein, Böchingen, Hainfeld, Edenkoben, Maikammer und Winzingen mit Neustadt (Noviomagus) auf keltischen Ursprung zurückzuführen sein.

Noviomagus bei Winzingen. Derselbe (Der Rhein, 1876, S. 16) läßt es unentschieden, ob Noviomagus Speier oder Neustadt sei; ihm folgt Hellwald (a. a. O. S. 679). In seinen „Studien" (1875, I, 64) dagegegen nimmt Mehlis 2 Orte in der Pfalz mit dem Namen Noviomagus an, von welchen der eine Speier und der andere Neustadt gewesen sei. Dieser von Mehlis zuerst geäußerten Ansicht möchte ich beipflichten, da sowohl für Speier als für Neustadt gewichtige Gründe sprechen und so am leichtesten alle Einwände gegen den einen oder den anderen Ort sich beseitigen lassen. In dem Itinerarium des Antoninus, welches nur die Hauptorte angibt, sind 5 „Noviomagus" aufgeführt, wie es ja auch bei uns gar viele Neustadt, Neuhofen u. s. w. gibt. Daß in Speier und Neustadt uralte Ansiedelungen waren, steht durch die neueren Ausgrabungen fest; in Neustadt fand man überall Fundamente und Straßen, 6—12 Fuß tief unter dem heutigen Straßenpflaster, und das römische Neustadt hatte eine viel weitere Ausdehnung als das heutige (vgl. Lehmann, Bavaria, IV, 2, 591 und 594). Es ist deshalb das einfachste hier ein zweites Noviomagus anzunehmen; denn einen Namen muß doch die alte Niederlassung gehabt haben. Aber unrichtig wäre es die Hauptstadt der Nemeter (Noviomagus Nemetum) nach Neustadt zu verlegen, das würde zu unlösbaren Widersprüchen führen. Die bei Rheinzabern gefundenen Meilensteine geben die Entfernung von Speier als der Hauptstadt der Provinz an (s. Creuzer a. a. O. S. 78, 12.) Das Noviomagus-Neustadt war von geringerer Wichtigkeit als das Noviomagus-Speier, und gelangte ersteres wohl erst später zur Bedeutung und erhielt vielleicht erst dann den Namen Noviomagus, als die gallischen Mediomatriker durch die germanischen Nemeter aus der Rheinebene an und in das Hartgebirge zurückgedrängt waren. Nach Besitznahme der ganzen Vorderpfalz durch die Nemeter erhielt das alte an der Mündung des Speierbaches in den Rhein gelegene Noviomagus zur Unterscheidung von dem am Gebirge gelegenen den Namen Noviomagus Nemetum, urbs Nemetum oder civitas Nemetum (s. Chr. Lehmann, Chronik, S. 4 und Freher, Origines Palatinae II, p. 71). Mit dem 4. Jahrhundert verschwindet der Name Noviomagus und an seine Stelle tritt kurzweg Nemetes oder Nemeta (s. Weiß a. a. O. S. 8 und Mehlis, Studien, I, 64). Der Name Spira kommt zuerst im 6. Jahrhundert bei dem Geographen von Ravenna vor (s. Weiß a. a. O. S. 10), und erhielt die Stadt diesen Namen von dem Bache, an welchem sie liegt, und der Bach (Spiraha, aha = Acha, Ache, aqua, slavisch awa, z. B. Mor-awa, March) hat seinen Namen von dem an ihm wachsenden Speierbaum (s. Zeuß, die freie Reichsstadt vor ihrer Zerstörung, 1843, S. 4 und Weiß a. a. O. S. 11).

[1]) S. Mehlis in den Mitteilungen des hist. Ver. d. Pfalz, XI, 52 und Hellwald a. a. O. S. 676.

[2]) Vgl. Creuzer a. a. O. S. 110. Nach Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, I, 14 f. heißt das keltische Wort „Germane" so viel als „tobender Krieger, Rufer im Streite".

[3]) S. Mehlis, Archäologische Karte der Rheinpfalz, 1884.

An die Kelten erinnern viele Geräte und Waffen aus Stein und Knochen, die man überall im Rheinthale antrifft. So fand man Steinwerkzeuge in Edenkoben (in der Sammlung des Altertumsvereins zu Dürkheim befinden sich ein Schleifstein, das Fragment eines Steinhammers und ein Werkzeug zum Ackerbau, von welchen als Fundort Edenkoben angegeben ist), St. Martin (eine Steinaxt[1]) und einen Steinhammer aus Syenit)[2]), Rhodt, Weyher (eine Steinaxt[1]) und einen Steinmeißel)[2]), Großfischlingen (Steinmeißel)[3]), Freimersheim (Fragment eines Hammers aus Grünstein und andere Steinartefakten[2]), wie Steinmeißel)[1]), Altdorf (zwei Steinhämmer)[4]) und Burrweiler[5]). Die größeren Steinhämmer bezeichnet der gemeine Mann überall als „Donnerkeile" oder „Blitzsteine"[6]) und glaubt, daß der Blitz in ein Haus nicht schlage, das einen solchen „Donnerkeil" bewahre. In der Namengebung lebt die Erinnerung an den mythologischen Hammer Donar's fort.

Auch die vielen Ringwälle in der Pfalz[7]) sind in der Mehrzahl keltischen Ursprunges, manche stammen vielleicht aus noch früherer Zeit. Der Entdecker dieser Bauernburgen der Vorzeit, wie sie Mehlis[8]) nennt, ist der Elsässer Schöpflin[9]), und der beste Kenner der Ringmauern in Deutschland ist der Oberst v. Cohausen in Wiesbaden; über die Ringmauerfrage äußerte sich ausführlicher auch Mehlis im „Pfälzischen Museum" von 1885 (Nr. 1—3). Schon Cäsar[10]) erzählt, daß die keltischen Britannier bei einem feindlichen Angriff (incursionis hostium vitandae causa) sich in unzugängliche Wälder hinter einen durch Wall und Graben geschützten Ort zurückzogen (oppidum Britanni vocant, cum silvas impeditas vallo atque fossa munierunt). Und an einer anderen Stelle beschreibt Cäsar[11]) eine keltische Stadtmauer. Auch die Germanen zogen sich vor Cäsar in ihre einsamen Wälder zurück (se in solitudinem ac silvas abdiderant)[12]). Und in den Kriegen der Neuzeit machten es die Bewohner nicht anders; so ist dies im 30j. Kriege geschehen, und selbst 1870 machten es die Franzosen teilweise so[13]).

---

[1]) S. Katalog der historischen Abteilung des Museums in Speier, 1880, S. 1.

[2]) S. Mitteilungen des historischen Vereines der Pfalz, VI, 54.

[3]) Im Altertumsver. zu Dürkheim befindl., Geschenk des L. Spiegel aus Großfischlingen.

[4]) Einer davon befindet sich im Besitze des Lehrers Horstmann in Altdorf.

[5]) S. Mitt. d. hist. Ver. d. Pfalz, XII, 32 f. und 40.

[6]) S. Virchow, Urbevölkerung, S. 42; Katalog d. hist. Abt. d. Mus. in Speier 1880, S. 1; Dochnahl, Neustadt, S. 2.

[7]) S. Mehlis, Archäologische Karte der Rheinpfalz, 1884.

[8]) Mitt. d. hist. Ver. d. Pfalz, VI, 84 und Pfälzisches Museum, 1885, S. 12.

[9]) S. Mitt. d. hist. Ver. d. Pfalz, VI, 80.

[10]) Bell. Gall. V, 21.

[11]) Bell. Gall. VII, 23.

[12]) S. Caesar, bell. Gall. IV, 18 und VI, 29.

[13]) Die Bewohner von Courcelles am Tunnel von Nanteuil an der Marne, wo ich 1871 14 Tage im Quartier lag, erzählten mir, sie hätten im September 1870 vor den anrückenden Deutschen, welche von den Zeitungen als Barbaren und Räuber geschildert wurden, die nicht einmal Greise, Frauen und Kinder schonten, auf die rückwärts gelegenen waldigen Anhöhen mit ihrer beweglichen Habe sich geflüchtet, und habe ich den Zufluchtsort selbst gesehen.

Allein der bloße Wald bot nur vorübergehenden Schutz; deshalb errichteten die Bewohner der Vorzeit an unzugänglichen Orten, besonders auf hohen Bergen, die schon von Natur eine befestigte Lage hatten, Ringwälle aus Stein, die sie, wenn nötig, noch mit einem Graben und öfters selbst mit einem zweiten Walle umgaben; für die Verteidigung waren diese Burgen aufs beste erbaut, wie ja die Kelten überhaupt ein mehr „passives" Volk gegenüber den „aktiven" Germanen sind[1]), und manche Ringmauern (wie die auf dem Donnersberg) waren so ausgedehnt, daß sie einem ganzen Gaue oder Stamme als Zuflucht dienen konnten. Ja noch im 7.—10. Jahrhundert nach Chr. suchte die Bevölkerung häufig Schutz hinter diesen Steinwällen der Keltenzeit[2]).

Die Gegend von Edenkoben besitzt eine solche Ringmauer auf dem Orensberg bei Gleisweiler. Die umschlossene Hochfläche ist von 1000 m Länge und 200 m größter Breite; ihr Umfang beträg 2500 m, und die Mauer ist an manchen Stellen gegen 50 Fuß hoch; auf der Seite gegen Gleisweiler, wo der Zugang am leichtesten ist, befindet sich ein Doppelwall; dort ist auch der Eingang in die Burg, welcher durch Brustwehren geschützt ist. Im Innern liegen viereckige Plattenwohnungen, in welchen beim Nachgraben auf dem Boden einige Kohlenreste gefunden wurden[3]). Die Lage des Orensberges ist eine äußerst günstige, er fällt steil, gegen Süden und Westen fast senkrecht zum Thale hinab, nur auf der Seite gegen Gleisweiler ist der Zugang weniger schwierig; die Aussicht ist eine weite und prächtige, die Rheinebene und das Queichthal bis Annweiler lassen sich übersehen; schnell und leicht war der Rückzug der Bewohner bei drohender Gefahr auf diesen geschützten 2000′ hohen Bergkegel, und nur ein weit überlegener Feind konnte den Angriff gegen diese gewaltige Bergveste wagen, und leicht konnten die Verteidiger zum Angriffe übergehen und einem in das Queichthal vordringenden Feinde in die Flanke und den Rücken fallen; denn der Orensberg schützt den wichtigen Paß, der von der Rheinebene zur Saar- und Moselgegend führt[4]).

Ein kleinerer Steinwall befindet sich auf einer Höhe bei Hambach, welcher aber nicht einem Gaue, sondern nur einer Gemeinde Schutz gewähren konnte[5]).

Der keltische Volksstamm, welcher die pfälzische Rheinebene bewohnte, waren die Mediomatriker; an sie erinnert der heutige Name ihres Hauptortes Mettis, Metz[6]); eine ihrer Städte war Noviomagus (Speier) am Rhein. Cäsar[7]) berichtet, daß der Rhein durch ihr Gebiet in schnellem Laufe strömt (Rhenus per fines Mediomatricorum citatus

[1]) Auch die heutigen Franzosen nennt Fürst Bismarck nach Moritz Busch „passiv" gegenüber den „aktiven" Deutschen.

[2]) S. Hellwald a. a. O. 618 und Mehlis in den Mitt. d. hist. Ver. d. Pfalz, XI, 41; VI, 75; XII, 8.

[3]) S. Mehlis, Fahrten, S. 74 und Mitt. d. hist. Ver. d. Pfalz, VI, 54 f.

[4]) Vgl. Mitt. d. hist. Ver. d. Pfalz, VI, 79.

[5]) S. Dochnahl a. a. O. S. 2 und Karte.

[6]) S. Zeuß, die Deutschen, S. 217 und die freie Reichsstadt Speier, S. 3.

[7]) Bell. Gall. IV, 10.

kertur); daraus folgt, daß das Land der Mediomatriker bis an den Rhein reichte[1]).

Die Helvetier, welche zu Cäsar's Zeiten in der heutigen Schweiz wohnten und deren Gebiet nördlich vom Rhein begrenzt war (Rhenus agrum Helvetium a Germanis dividit[2]), hatten früher nach Tacitus[3]) das ganze Land nördlich bis zum Main und Rhein und dem hercynischen Walde inne gehabt (inter Hercyniam silvam Rhenumque et Moenum Helvetii tenuere); demnach war alles keltisch zu beiden Seiten des Oberrheines[4]).

Bedienten sich die Kelten in der ältesten Zeit der Steinwerkzeuge und gehörten sie demnach zu den „Steinvölkern", so wurden später durch den Verkehr mit dem Süden (auch mit den etrurischen Fabrikstätten Oberitaliens nach Lindenschmitt) Bronzewerkzeuge eingeführt[5]). Bald schritt man in der Pfalz selbst zum Bronzeguß, wie aufgefundene Gußformen klar beweisen. Seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. macht sich der Einfluß der südöstlichen Landschaften geltend, wo gleichfalls Kelten saßen; die „Hallstadter Periode" brachte das Eisen in die Gegenden am Ober- und Mittelrhein, und die Einfuhr von Eisensachen währte ein halbes Jahrtausend bis zur dauernden Besitznahme des Landes durch die Römer unter dem Kaiser Augustus; man nennt diese Bronze- und Eisenzeit nach dem ersten Hauptfundort die la Tène-Periode[6]). Gegen Ende dieser Zeit nahmen die germanischen Nemeter von der Vorderpfalz Besitz[7]).

Mit der Römerherrschaft beginnt die reine Eisenzeit[8]).

Die Kelten waren im Nachahmen sehr geschickt, und daher kam es, daß sie sehr frühe schon eine einheimische Metallindustrie zu schaffen versuchten. Im Bergbau brachten sie es auf eine hohe Stufe, eine Menge von Eisengruben legten sie an, und das gallische Kupfer wird als das beste gerühmt, auch Gold verstanden sie zu gewinnen. Eisen und Kupfer verarbeiteten sie zu allerlei Gegenständen, selbst Goldmünzen prägten sie bereits, und so besaßen sie bei Ankunft der Römer eine hochentwickelte einheimische

---

1) Vgl. Lehmann, Bavaria, Rheinpf. S. 574; Häusser a. a. O. S. 2 f.; Remling, Bischöfe, I, 32; Görringer a. a. O. S. 5; Weiß a. a. O. S. 2. Mehlis (Mitt. d. hist. Ver. d. Pfalz, VI, 66) nimmt an, daß das Gebiet der Mediomatriker von der Pfrimm bis nach Elsaß-Zabern ausgedehnt war.

2) Caesar, bell. Gall. I, 2.

3) Germania 28. Vgl. Mommsen a. a. O. II, 166 und Zeuß, die Deutschen, S. 171 und 225.

4) Grube (Geographische Charakterbilder, III, 201) nennt den Rhein von seiner Quelle bis Basel Hochrhein, bis Bingen Oberrhein, bis Bonn (Köln) Mittelrhein und bis zur Mündung Niederrhein. Vgl. Daniel, Handbuch der Geographie, 1882, II, 586.

5) Bronze ist eine Mischung aus 9 Teilen Kupfer und 1 Teile Zinn.

6) La Tène wird eine Untiefe im Norden des Neuenburger Sees beim Dorfe Marin von den dortigen Fischern genannt. S. Hellwald a. a. O. S. 590 f.

7) S. Mitt. d. hist. Ver. d. Pfalz, XII, 4.

8) S. Mehlis, Mitt. d. hist. Ver. d. Pfalz, XI, 47 ff. Dahn (a. a. O. S. 4) und andere unterscheiden nur eine Stein- und Metallzeit, da sie Bronze und Eisen für gleich alt halten, allein mit Unrecht; denn die Gewinnung des Eisens ist umständlicher, und die Herstellung der verschiedenen Härtegrade, der Schmiedbarkeit u. a. erfordert viel mehr Erfahrung, Geschicklichkeit und Umsicht (vgl. Brelow, Dammer, Hoyer).

Metallindustrie, mit welcher eine rege Handelsthätigkeit Hand in Hand ging[1]). Ihre Schiffsbaukunst rühmt Cäsar[2]) ganz besonders, und so werden sie auch die ersten Rheinschiffer gewesen sein.

Nach Mehlis[3]) war bereits um das Jahr 1500 v. Chr. die Urbevölkerung der Pfalz eine verhältnißmäßig starke; ihre Hauptbeschäftigung war Jagd und Ackerbau. Um wie viel zahlreicher waren die Bewohner in jener viel späteren Zeit der Industrie, in der zugleich die östlich des Rheines wohnenden Kelten auf das linke Rheinufer zurückgedrängt wurden!

Gar mancherlei Gegenstände aus der Bronzezeit wurden in der Gegend von Edenkoben gefunden, aber meistens zu wenig beachtet und deshalb nicht aufbewahrt. So stieß in Maikammer 1875 ein Bürger auf seinem Felde beim Graben auf Urnen, in welchen sich Bronzeringe befanden. In Böbingen wurden 29 Arm-, Hals- und Fingerringe aus Bronze (Wertzeichen und Ersatzmittel des Geldes!) gefunden[4]). In Freimersheim fand man Urnen und Bronzen[5]) und in Großfischlingen Bronzen und Grabhügel mit la Tène-Gegenständen[6]). Ihre Toten bestatteten die Kelten unter Hügeln und legten gerne Waffen und Schmuckgegenstände bei[7]).

Doch dem keltischen Volke, welches einst die Welt erschüttert und selbst Rom eingenommen hat, war es nicht beschieden sich frei und eigenartig entwickeln zu dürfen; zwei gewaltige Völker, gleichfalls Arier, griffen dasselbe mit überlegenen Kräften an, die Germanen vom Osten und die Römer vom Süden, und ihren vereinten Schlägen erlag die unglückliche Nation hauptsächlich in Folge ihrer Uneinigkeit und Zerrissenheit; nur noch unbedeutende Reste dieses einst weltbeherrschenden Volkes haben sich im westlichen Frankreich und auf den britischen Inseln erhalten[8]).

c. Die Germanenzeit 72—58 v. Chr.

Bereits um das Jahr 800—700 v. Chr. traten die Germanen an der Weichsel, Oder und Elbe auf[9]), und waren in langsamem, aber beständigem Vorrücken gegen den Südwesten begriffen, und so war der Zusammenstoß mit den Keltenstämmen unausbleiblich. Schon im 5. Jahrhundert v. Chr. mögen diese Kämpfe ziemlich ernst gewesen sein, da die Gallier um das Jahr 390 v. Chr. nach dem Süden sich wandten und neue Wohnsitze in der Mitte Italiens zu gewinnen trachteten; die Niederlage der Römer an der Allia war somit indirekt durch die Germanen veranlaßt[10]). Der Main führte die Deutschen mitten unter die Kelten, und wie ein gewaltiger Keil schoben sich die Sueven zwischen die Kelten im Westen und

[1]) S. Mehlis, der Rhein, S. 20.
[2]) Bell. Gall. III, 12.
[3]) Mitt. d. hist. Ver. d. Pfalz, XI, 44.
[4]) S. Katalog der hist. Abt. d. Museums in Speier, 1880, S. 5.
[5]) Mitt. d. hist. Ver. d. Pfalz, VI, 54.
[6]) Mitt. d. hist. Ver. d. Pfalz, XII, 32.
[7]) Mitt. d. hist. Ver. d. Pfalz, XI, 48 und XII, 4 f.
[8]) Vgl. Mommsen, Römische Geschichte, III, 245.
[9]) S. Dahn a. a. O. S. 5.
[10]) Vgl. Hellwald a. a. O. S. 678.

ihre Brüder an der Donau, und der nun 2 Jahrtausende währende Kampf um die Rheinlande begann[1]. Selbst die Helvetier, die tapfersten unter allen Kelten[2], müssen die fruchtbaren Gefilde am Oberrhein und am Main verlassen und hinter den schützenden Hochrhein zurückgehen. Alles Land östlich des Rheines fiel in die Hände der Sueven, d. i. der Schwebenden, Schweifenden, welche Cäsar[3] für die kriegerischsten unter allen Germanen erklärt (Suevorum gens est longe maxima et bellicosissima Germanorum omnium). Den Rhein bezeichnet Cäsar wiederholt als die Grenze Galliens[4], allein zu seiner Zeit hatten die ungestümen Sueven unter ihrem Heerkönig Ariovist schon um das Jahr 72 v. Chr.[5] den großen Grenzstrom überschritten, hatten das ganze linke Rheinufer von Mainz bis Basel in Besitz genommen und demnach auch die in der Pfalz wohnenden keltischen Mediomatriker in das Hartgebirg zurückgedrängt[6] und den germanischen Nemetern das fruchtbare Land überlassen. Die in der Rheinebene zurückbleibenden Kelten wurden unterworfen, aber keinesfalls völlig ausgerottet, da die Herrschaft der Germanen auf dem linken Rheinufer nur von kurzer Dauer war.

Doch mit dem Besitze des herrlichen Rheinthales begnügte sich der thatkräftige Germanenkönig nicht; als ihn die zwischen dem Jura und der Saône wohnenden Sequaner gegen ihre westlichen Nachbaren, die Häduer, zu Hilfe riefen, da trat Ariovist mit seinen kriegslustigen Schaaren sofort den Vormarsch durch das Thal von Belfort an, besiegte die Häduer, bis dahin das erste Volk Galliens, in der Schlacht von Magetobria[7] in der Gegend von Dijon und machte sie tributpflichtig um das Jahr 61 v. Chr.[8]. Vom römischen Senat wurde Ariovist im J. 59 v. Chr. König und Freund genannt[9]. Immer neue Schaaren zogen über den Rhein, den verbündeten Sequanern nahm Ariovist zwei Drittel ihres Landes, und so war der Einfluß der Deutschen der gebietende im Saônethal und reichte bis nach Lyon hinab und bis in die Nähe der römischen Provinz. Allein solche Nachbaren waren den Römern unbequem. Rom besaß damals in Cäsar einen Feldherrn, wie es deren nur wenige in der Geschichte gibt; dieser war ent-

[1] Vgl. Mehlis, der Rhein, S. 15.

[2] Caesar, bell. Gall. I, 1: Helvetii reliquos Gallos virtute praecedunt, quod fere cotidianis proeliis cum Germanis contendunt. — I, 2: Helvetii virtute omnibus (sc. Gallis) praestabant.

[3] Bell. Gall. IV, 1. — Ueber den Namen Suevi s. Zeuß a. a. O. S. 56 f.

[4] Vgl. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, I, 3 und Rudhart a. a. O. S. 3.

[5] Ariovist läßt im J. 58 v. Chr. dem Cäsar sagen, daß seine Germanen seit 14 Jahren unter kein Dach gekommen seien (Germani, qui intra annos XIV tectum non subissent. Caes. bell. Gall. I, 36); demnach sind die Sueven um das Jahr 72 v. Chr. aus ihrer Heimat gezogen. — Mommsen (a. a. O. III, 246) nimmt das Jahr 71 an. — Vgl. Göler, Cäsars Gallischer Krieg, S. 43.

[6] S. Mehlis, der Rhein, S. 24. — Wohlwill (Geschichte des Elsasses, 1870, S. 6) nimmt dasselbe für die Triboker im Elsaß an. — Auch Gymnasialdirektor Dr. Doberenz sagt in seiner Schulausgabe von Cäsar, daß die Nemeter nicht auf dem rechten, sondern auf dem linken Rheinufer (um Speier) wohnten.

[7] S. Caesar, bell. Gall. I, 31. — Vgl. Göler, Cäsars Gallischer Krieg, 1880, I, 4.

[8] Vgl. Mommsen a. a. O. III, 247.

[9] Caesar, bell. Gall. I, 35: Rex atque amicus a senatu appellatus. Cf. I, 43.

schlossen die für Rom selbst gefahrdrohende Macht der Germanen zu brechen. Schon im ersten Jahre seines Prokonsulates (58 v. Chr.) kam es zur Entscheidungsschlacht im oberen Elsaß, die römische Kriegskunst siegte über die germanische Tapferkeit, das von den Sueven kaum gewonnene linke Rheinufer ging wieder verloren und verblieb ein halbes Jahrtausend unter der römischen Herrschaft. Auch die ältesten deutschen Pfalzbewohner, die Nemeter, hatten an der unglücklichen Schlacht teilgenommen[1], nach derselben scheinen sich diejenigen von ihnen, welche auf dem linken Rheinufer zurückblieben, dem Cäsar unterworfen zu haben, welcher übrigens nie das Gebiet der heutigen Pfalz betrat. Von einer Wiederherstellung der keltischen Herrschaft am Oberrhein war keine Rede, obwohl manche Fürsten der Gallier dies erhofften; vielmehr wurde das Land in eine römische Provinz verwandelt. Die keltischen Mediomatriker und die germanischen Nemeter verfielen dem gleichen Schicksale, sie mußten Sprache und Sitten der römischen Eroberer annehmen[2].

d. Die Römerherrschaft 58 v. Chr. bis 406 n. Chr.

Cäsar erkannte mit seinem scharfen Blicke sofort, wie wichtig es sei, die Germanen für sich zu gewinnen, die freien und unabhängigen bekriegte er und schreckte sie in ihre Wälder zurück, die sich unterwerfenden dagegen behandelte er milde und begünstigte sie auf jede Weise, um dereinst die Tapferkeit dieser Männer für die Zwecke seiner Weltherrschaft auszubeuten. Rasch setzte er sich mit den Germanen in Verbindung, und schon in der Entscheidungsschlacht unter den Mauern von Alesia gegen die vereinte gallische Macht von 300000 Mann waren es germanische Reiter von jenseit des Rheines[3], welche den Sieg an die römischen Adler knüpften. Und in dem Entscheidungskampfe um die Weltherrschaft bei Pharsalus waren es abermals Germanen, wie Florus[4]) berichtet, welche den Sieg für Cäsar erfochten. Und Lucan nennt in seinem Gedichte Pharsalia[5]) ausdrücklich unter den Kämpfern auf der Seite Cäsars die Nemossi = Nemetes. Es ist deshalb mit Sicherheit anzunehmen, daß die Nemeter auf dem linken Rheinufer sich den Römern unterwarfen; sonst würde Cäsar, welcher den

---

[1]) Caesar, bell. Gall. I, 51.

[2]) S. Mommsen a. a. O. S. 257 f.; Rudhart a. a. O. S. 15; Köchly, Cäsar und die Gallier, 1882, S. 34.

[3]) Caesar, bell. Gall. VII, 65: Caesar trans Rhenum in Germaniam mittit ad eas civitates, quas superioribus annis pacaverat, equitesque ab his arcessit et levis armaturae pedites, qui inter eos proeliari consuerant. — VII, 67: Tandem Germani hostes loco depellunt. — VII, 80: Cum a meridie prope ad solis occasum dubia victoria pugnaretur, Germani in hostes impetum fecerunt eosque propulerunt. — Göler (I, 299) glaubt, daß es Ubier waren, allein da Cäsar von civitates spricht, werden wohl auch Nemeter dabei gewesen sein, um so mehr als solche in der Schlacht von Pharsalus mitkämpften. Sodann stimmt das, was Cäsar (b. G. I, 48) über die Kampfsweise der Sueven (zu welchen die Nemeter gehörten) sagt, ganz genau zu dem später (b. G. VII, 65) über die germanischen Hilfsvölker Gesagten.

[4]) II, 13, 48: Germanorum cohortes in effusos equites fecere impetum. — Vgl. Göler, Cäsars Kriege, II, 171 und Giesebrecht a. a. O. I, 28.

[5]) I, 419. Vgl. Mommsen a. a. O. III, 376.

Rhein zur Grenze des Römerreiches machte, zu ihrer Unterwerfung ausgezogen sein[1]). Jenseit des Rheines bis zum Schwarzwalde[2]) saßen die freien Nemeter, wie auch heute noch die Bewohner auf beiden Rheinseiten gleichen Stammes sind.

Cäsar brauchte die Germanen und deshalb hat er die Ansiedelung derselben auf dem westlichen Rheinufer begünstigt, um dadurch zugleich die Gallier im Westen niederzuhalten[3]) und die Germanen im Osten zurückzuhalten. Und besonders während des Bürgerkrieges, als bloß 4 Legionen in Gallien standen und von den eben erst niedergeworfenen Galliern nichts zu fürchten war, da sind wieder zahlreiche Schaaren von Germanen über den Oberrhein gezogen, und insbesondere die rechtsrheinischen Nemeter, deren Stammesbrüder für Cäsar im heißesten Kampfe stritten, sind jedenfalls damals mit der Hauptmasse ihres Volkes auf das linke Rheinufer hinübergezogen; wenigstens finden wir sie da sitzend unter Augustus und den späteren Kaisern[4]).

Der Name der Nemeter ist nicht keltisch, wie Zeuß[5]) meint, sondern stammt von der indogermanischen Wurzel nam (nem)[6]), ist demnach verwandt mit nemus = „eingefriedigter Wald", Hain und νέμος, Weide. Die Nemeter sind also „Wäldler", mit welchem Namen man überhaupt die damaligen Germanen bezeichnen konnte; denn überall in Germanien gab es Wälder von unermeßlicher Ausdehnung[7]). Aber nicht bloß der Name des Volkes, sondern das Volk selbst ist echt deutsch, wie uns Tacitus[8]) ausdrücklich berichtet — zur Beruhigung für ängstliche Gemüter sei dies beigefügt![9])

Das linksrheinische Gebiet der Nemeter entsprach ungefähr der heutigen Vorderpfalz; es wurde begrenzt im Süden von der Lauter[10]), im Westen vom Hartgebirg[11]) und im Norden von der Isenach[12]). Das-

---

[1]) Vgl. Mommsen a. a. O. III, 258; 267.

[2]) Caesar, bell. Gall. VI, 25: Hercynia silva (= Schwarzwald nach Reinhard, wie porta Hercynia = Pforzheim, vgl. Creuzer a. a. O. S. 13) oritur a Nemetum finibus.

[3]) Vgl. Mommsen a. a. O. III, 257; V, 23 f.; Giesebrecht a. a. O. S. 28.

[4]) Vgl. Mommsen a. a. O. III, 258; Häusser a. a. O. I, 3; Zeuß, Die Deutschen, S. 217 ff.; Chr. Lehmann, Chronik S. 3 f.; Mehlis, Studien, I, 47 f. — Schöpflin (Als. illustr. I, 103) läßt die Nemeter erst nach Claudius in den Speiergau hinüberwandern oder versetzt werden, Zeuß (a. a. O. S. 217) dagegen schon vor Ariovist.

[5]) Die Deutschen, S. 220; ihm folgt Weiß a. a. O. S. 3.

[6]) S. Vaniček, Lat. Etymologie, S. 141 und Mehlis, Studien I, 70 f.

[7]) Plin. nat. hist. 16, 5: Silvae totam Germaniam replent. Tacitus (Germania, c. 5) sagt: Terra aut silvis horrida aut paludibus foeda. — Auch der Name der Harudes, welche Cäsar (bell. Gall. I, 51) erwähnt, ist vom ahd. hart = Hochwald abzuleiten und bedeutet „Wäldler".

[8]) Germania, c. 28: Ipsam Rheni ripam haud dubie Germanorum populi colunt, Vangiones, Triboci, Nemetes. Cf. Plin. 4, 17.

[9]) Vgl. Köchly a. a. O. S. 18.

[10]) S. Weiß, a. a. O. S. 3. — Zeuß (a. a. O. S. 221) und Mehlis (Studien, I, 65) nehmen an, daß das Land der Nemeter viel weiter südlich bis gegen Straßburg reichte.

[11]) Jedenfalls gelang es den Nemetern die Mediomatriker gegen das Westrich zurückzudrängen und sich der vorderpfälzischen Gebirgswaldungen („Haingeraiden") zu bemächtigen.

[12]) S. Weiß a. a. O. S. 3 und Mehlis, Studien I, 65.

selbe war ein Teil von Obergermanien (Germania superior, seit 318 v. Chr. Germania prima genannt), als dessen nördlichen Grenzfluß Ptolemäus[1]) den Obringas bezeichnet. Dio Cassius[2]) drückt sich über die Grenze beider Germanien sehr allgemein aus. Es ist offenbar, daß das Oberrheinthal (Germania superior) von der niederrheinischen Tiefebene (Germania inferior) durch das mittelrheinische Schiefergebirge geschieden wird. Allein Ptolemäus[3]) rechnet Μοκοντιακόν (Mogontiacum, Mainz) noch zu Niedergermanien; doch Zeuß[4]) hat bereits überzeugend dargethan, daß in des Ptolemäus Aufzählung der Städte Obergermaniens eine Umstellung vorzunehmen ist, und so ist vielleicht auch der § 16 hinter den bisherigen § 17 zu stellen, wodurch jeder Anstand beseitigt wird. Mehlis[5]) läßt sich von Ptolemäus leiten und hält die Pfrimm bei Worms für den Obringas und glaubt, daß der Name des Dorfes Obrigheim an der zwei Stunden südlich von der Pfrimm gelegenen Eis an den Namen des alten Grenzflusses erinnere; allein Obrigheim heißt im codex Laureshamensis[6]) Ober-echeim, welches offenbar ein mit „ober" zusammengesetztes Wort ist, während Obringas (auch Abringas) ein Stammwort zu sein scheint; auch kommt in Betracht, daß Obrigheim nicht an der Pfrimm liegt, welche Mehlis für den Obringas hält, sondern an der Eis. Mit der Annahme von Mehlis würde das Gebiet des bedeutenden Stammes der Vangionen ein viel zu eingeengtes werden und von Süden nach Norden nur eine Ausdehnung von 4—5 Stunden (von Frankenthal bis eine Stunde nördlich von Worms) haben, wogegen die Ansicht Lehmanns[7]) viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß die Vangionen bis unterhalb Mainz sich ausdehnten. Welches Volk sollte auch das weite Gebiet von Worms bis Bingen bewohnt haben?! Auch geht aus des Tacitus Beschreibung des Aufstandes der Bataver unter Civilis klar hervor, daß Mainz das Hauptquartier der Legionen Obergermaniens war, wie dies auch Mommsen[8]) ausdrücklich bermerkt. Und Rudhart[9]) bezeichnet Mainz gleichfalls als den Sitz des weltlichen Vorstandes (praeses) der Germania prima und als den Sitz der geistlichen Oberbehörde unter Konstantin und seinen Nachfolgern. Mainz war die Hauptstadt Obergermaniens[10]) und

[1]) Geographia II, 9, 17: Ἡ ἀπὸ τοῦ Ὀβρίγκα ποταμοῦ πρὸς μεσημβρίαν καλεῖται Γερμανία ἡ ἄνω.

[2]) Hist. Rom. lib. 53: Superior ea (sc. Germania), quae Rheni fontibus propior est, inferior, quae ab hac usque ad oceanum Britannicum se extendit.

[3]) Geogr. II, 9, 16.

[4]) A. a. O. S. 221.

[5]) Studien I, 53.

[6]) Tom. III, N. 3654.

[7]) Bavaria, Rheinpfalz, S. 576.

[8]) A. a. O. V, 44.

[9]) A. a. O. S. 205.

[10]) S. Remling, Bischöfe I. 34. — Konstantin teilte Gallien in 17 Provinzen; Mainz, Worms, Speier und Straßburg gehörten zu Germania prima. S. Remling, Bischöfe I, 106, Anm. 154. — Auch Hammeran rechnet Mainz zu Obergermanien. S. Korrespondenzblatt der westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst von 1887, S. 81.

nicht Straßburg, wie Mehlis[1]) wegen seiner Verlegung der Grenze in die Nähe von Worms anzunehmen genötigt ist. Fast alle Geschichtschreiber suchen die Grenze von Ober- und Niedergermanien mit Recht im mittelrheinischen Schiefergebirge, womit auch das von Dio Cassius Angeführte übereinstimmt. Giesebrecht[2]) sagt, daß sich die erste Provinz am Rheine stromabwärts bis zur Mündung der Nahe (Nava) hinzog. Nach Schöpflin[3]) ist der Obringas die Mosel, welche das mittelrheinische Schiefergebirge mitten durchschneidet; Serarius spricht sich für den Main aus, was unannehmbar ist. Nach Mommsen[4]) ist die Streitfrage entschieden und bildete der zwischen der Mosel und der Ahr gelegene Vinxtbach die Grenze zwischen Ober- und Niedergermanien, wie dieser Bach auch die alten Erzdiöcesen Köln und Trier von einander schied. An der Grenzbrücke standen nach Brambach (649, 650) zwei Altäre, der nördliche den Grenzen, dem Ortsgeist und dem Juppiter gewidmet (Finibus et Genio loci et Jovi optimo maximo) von Soldaten der 30. niedergermanischen Legion, der auf der Südseite dem Ortsgott, dem Juppiter und der Juno geweiht von einem Soldaten der 8. obergermanischen Legion. Damit stimmt auch die Ansicht Haugs[5]) überein, derzufolge das Ende des limes am rechten und die Grenze der beiden Germanien am linken Rheinufer auf einem Punkte zusammentreffen, nämlich an der Mündung des Vinxtbaches unterhalb Andernach. Und so gut wie „Pfrimm"[6]) läßt sich am Ende auch „Vinxt" von Obringas ableiten; doch ist hierauf kein Gewicht zu legen. Prof. Droysen zieht in seinem historischen Handatlas von 1886 (Karte 17, Ausgabe von Andree) die Grenze zwischen Antenacum (Andernach) und Rigomagus (Remagen), ebenso Pütz; und der Vinxtbach liegt genau in der Mitte zwischen beiden Städten. Remling[7]) weicht nicht weit vom Richtigen ab, wenn er sagt: „die meiste Wahrscheinlichkeit (Grenzfluß zu sein) hat die Ahr bei Andernach für sich"; der Vinxtbach liegt zwischen der Ahr und Andernach.

Die Hauptstadt der Nemeter war Noviomagus[8]); hier war der Sitz des Unterbefehlshabers (legatus), während die Hauptstadt der ganzen Provinz Obergermanien Mogontiacum (Mainz) war. Die Nachbaren der Nemeter im Norden waren die Vangionen, deren Hauptstadt Worms war, und südlich von der Lauter wohnten die gleichfalls germanischen Triboker im heutigen Elsaß.

Die Nemeter werden auch später noch öfters erwähnt, ein Beweis von ihrer Bedeutung und ihrer Widerstandskraft gegen römisches Wesen. Durchgreifende Maßregeln wurden angewendet, um das Volk zu romani-

---

[1]) Studien I, 56.
[2]) Geschichte der deutschen Kaiserzeit 1873, I, 31.
[3]) Als. illustr. I, p. 145.
[4]) Röm. Gesch. 1885, V, S. 109, Anm. 1.
[5]) S. Berliner Philologische Wochenschrift von 1886, S. 1219.
[6]) Mehlis, Studien I, 53.
[7]) Bischöfe I, 35 f.
[8]) S. Weiß a. a. O. S. 4.

sieren, Tausende von Kolonisten zogen ins Land[1]); von den 4 Legionen Obergermaniens[2]) lag eine im Gebiete der Nemeter; letztere hatten einige tausend Mann Hilfstruppen[3]) zu stellen, die durch den Heeresdienst die lateinische Sprache erlernten; frühe schon mögen römisch gesinnte Nemeter in die Legion selbst aufgenommen worden sein; die Veteranen blieben nach der Entlassung in ihren gewohnten Quartieren[4]); römische Handelsleute kamen in Masse an den Rhein; viele Mischehen wurden geschlossen; eine Reihe von Kastellen entstanden, welche zugleich Mittelpunkte römischen Wesens wurden und von welchen aus sich Sprache und Sitte der Römer über das ganze Land verbreiteten.

Die Nemeter galten schon im 1. Jahrhundert n. Chr. für so zuverlässig, daß man sie um das Jahr 51 n. Chr. benützte, um die Chatten am Taunus, den mächtigsten unter den mitteldeutschen Stämmen, zu bekriegen und zu besiegen[5]). Und schon früher (unter Drusus und Tiberius) werden die Nemeter öfters in den Kampf gegen ihre germanischen Brüder im Osten des Rheines geschickt worden sein; denn sie hatten Hilfstruppen zu stellen, welche sich an die Legionen anschlossen.

Nach dem Sturze der Augusteischen Dynastie im J. 68 entstand durch Civilis ein ganz gefährlicher Aufstand der linksrheinischen Germanen, welchen sich bald die rechtsrheinischen anschlossen[6]). Auch die Vangionen und Triboker (und Nemeter?) traten anfänglich auf die Seite der Aufständischen, gingen aber bald zu den Römern über[7]). Selbst zwei obergermanische Legionen schwuren zum gallischen Reiche, doch auch diese unterwarfen sich bald wieder dem Kaiser Vespasian[8]); die eine derselben (4. mac.) wurde zur Strafe kassiert, die andere (22.) dagegen in Erinnerung an ihren tapferen Führer verschont. Dieser Aufstand bewies die grauenhafte Zerrüttung des römischen Staats- und vor allem des Heerwesens, er ließ in einen Abgrund von Treulosigkeit und Verworfenheit blicken, Cannae und der Teutoburger Wald waren, wie Mommsen sagt[9]), Ruhmesblätter verglichen mit der Doppelschmach von Novaesium. Und nochmals lesen wir von einem Aufstande obergermanischer Legionen (somit auch der Nemeter, bezw. ihrer Hilfstruppen, wie Görringer meint,[10]) unter dem Statthalter Antonius Saturninus gegen den grausamen Kaiser Domitian im J. 88 n. Chr.[11]).

---

[1]) Vgl. Mommsen a. a. O. V, 116.

[2]) 100,000 Mann Kerntruppen, ein Drittel der gesamten römischen Streitmacht, lagen längs des Rheinstromes verteilt. S. Mehlis, der Rhein, S. 23. — Praecipuum robur Rhenum iuxta, commune in Germanos Gallosque subsidium, octo legiones erant. Tac. ann. IV, 5. — Zu den Legionen kamen zahlreiche Hilfstruppen.

[3]) Um das Jahr 100 n. Chr. betrug die Stärke der Auxilien in Obergermanien 10,000 M. Vgl. Mommsen a. a. O. V, 108.

[4]) S. Mommsen a. a. O. V, 153. Vgl. Bavaria, Rheinpfalz, S. 173.

[5]) Tac. ann. 12, 27—28. Vgl. Creuzer a. a. O. S. 15 ff.

[6]) S. Mommsen a. a. O. V, 120 f.

[7]) Tac. hist. IV, 70. Vgl. Görringer a. a. O. S. 33.

[8]) S. Mommsen a. a. O. V, 127.

[9]) A. a. O. V, 129.

[10]) A. a. O. S. 35 f.

[11]) S. Mommsen a. a. O. V, 137.

Allein rasch wurde die Empörung unterdrückt, und eine große Menge Menschen ließ der Kaiser hinrichten oder verstümmeln[1]).

Von der größten Bedeutung war, daß unter den flavischen Kaisern, besonders seit Domitian, das Neckargebiet förmlich besetzt wurde und sonach ein rechtsrheinisches Obergermanien entstand[2]). Dadurch wurden die Nemeter von den Germanen im Osten gänzlich abgeschlossen und ihre Romanisierung ward vollendet. Im 2. Jahrhundert n. Chr.[3]) ist von einem Volke der Nemeter keine Rede mehr, es hat sich mit dem römischen verschmolzen, nur der Name ihrer Hauptstadt, Nemetes oder Nemeta, erhielt die Erinnerung an sie noch einige Jahrhunderte wach, bis auch dieser durch den Namen Speier verdrängt ward.

Cäsar hatte ganz Gallien bis an den Rhein unterworfen, aber er hatte keine Zeit die Verwaltung dieses Landes, welches fast noch einmal so groß als Italien war, zu organisieren; erst sein Adoptivsohn und Nachfolger Augustus hat sich dieser höchst wichtigen und schwierigen Aufgabe unterzogen; denn nirgends war die Grenze des Römerreiches bedrohter als gerade hier. Im Jahre 27 v. Chr. verfügte Augustus die Einteilung Galliens in 4 Provinzen; eine von diesen war Germania, welche das Land am linken Rheinufer von der Quelle (?) bis zur Mündung des Stromes umfaßte[4]). Und Augustus selbst bereiste diese wichtigste aller Provinzen[5]). Die Trennung in Germania superior und Germania inferior scheint erst nach der Niederlage des Varus stattgefunden zu haben[6]), da die Provinz viel zu lang gestreckt war und der Krieg wiederholt auf verschiedenen Schauplätzen zugleich geführt werden mußte.

Germania war eine provincia principis, welche der Kaiser direkt verwaltete; nicht der Senat, sondern der Kaiser ernannte den Statthalter, der die Militär- und Civilgewalt in einer Hand vereinigte; der Titel desselben war legatus Augusti propraetore Germaniae superioris oder einfach legatus Augusti[7]). Nur kaiserliche Prinzen oder hervorragende Vertrauenspersonen erhielten diesen überaus wichtigen Posten. Der erste Statthalter Germaniens ist der Ueberlieferung zufolge Agrippa gewesen (im J. 19 v. Chr.); weitere Statthalter waren Tiberius im J. 16 v. Chr., Drusus 13—9 v. Chr., dann wieder Tiberius 9—7 v. Chr. und 3—5 n. Chr., Quinctilius Varus (Gemahl einer Nichte des Kaisers) im J. 9 n. Chr., dann zum viertenmale Tiberius 9—11 n. Chr., Germanicus 12—15 n. Chr.[8]). Jede Provinz war wieder in Präfekturen oder Comi-

---

[1]) Sueton. Domitian. 6—10.

[2]) S. Mommsen a. a. O. V, 138 f.

[3]) S. Mitt. d. hist. Ver. d. Pfalz VI, 72, A. 1.

[4]) S. Mehlis, der Rhein, S. 22 und Studien, I, 52. Vgl. Mommsen a. a. O. V, 76.

[5]) Zur Erinnerung an den Aufenthalt des Kaisers in der Pfalz mag der aus der Römerzeit stammende Augustus-Brunnen oder Quell bei Weyher (im Volksmunde „Augsborne", auf der Generalstabskarte „Augstborn") seinen Namen erhalten haben. Vgl. Intellegenzblatt v. 1828, S. 329.

[6]) S. Mommsen a. a. O. V, 44 und 108, wo es heißt: „Varus ist wahrscheinlich der letzte Kommandant der vereinigten Rheinarmee gewesen".

[7]) S. Mehlis, Studien, I, 55.

[8]) S. Mommsen a. a. O. V, 24 und 76.

tate eingeteilt, an deren Spitze ein praefectus oder comes oder auch legatus stand.

Konstantin trennte im J. 318 n. Chr. die Civil- von der Militärgewalt.

Die Germanen, welche eine von den Römern ganz verschiedene Rechtsanschauung (Gewohnheitsrecht) hatten, wurden genötigt bei römischen Richtern ihr Recht zu suchen, sie mußten sich römischer Sachwalter bedienen, und die Gerichtsverhandlungen wurden in lateinischer ihnen nicht verständlicher Sprache geführt[1]. Diese Willkür empörte den Rechtssinn der Germanen aufs äußerste, weshalb die rechtsrheinischen Stämme die Fremdherrschaft abschüttelten; aber die linksrheinischen (darunter auch die Nemeter) waren ohnmächtig gegen die brutale Gewalt ihrer römischen Zwingherren.

Das Steuereintreibungsgeschäft besorgte ein procurator provinciae mit seinen Unterbeamten in den verschiedenen Bezirken. Die erste Schatzung nahm Augustus selbst vor im J. 27 v. Chr.[2]. Auch die römischen Steuerbeamten waren nicht minder verhaßt wie die römischen Richter.

Ein weitverzweigtes Straßennetz durchzog die ganze Provinz[3]; die Mittelpunkte des Landes und der Bezirke, welche sämmtlich zugleich Kastelle waren, wurden durch vorzügliche Straßen mit einander verbunden, deren Bau noch heute unsere Bewunderung erregt; kein Gebirg war zu hoch und kein Abgrund zu tief, über den nicht der Römer einen Weg sich gebahnt hätte; selbst in die unzugänglichsten Waldungen und Schluchten drang der römische Meilenstein vor. Und die römischen Militärstraßen wurden zugleich äußerst wichtige Handelsstraßen und dienten so in hervorragender Weise zur Romanisierung des Landes. Minder wichtige Verbindungsstraßen mußten die Provinzialen bauen.

Am Hartgebirge führte seit uralter Zeit eine Straße hin[4], neben welcher die Römer mehr gegen die Ebene hinaus, wo die durch die Bäche verursachten Einschnitte weniger tief sind und wo auch heute die Bahnlinie von Landau nach Neustadt sich hinzieht, eine große Militärstraße erbauten. Diese lief von Landau über Nußdorf, Walsheim, Edesheim, der heutigen großen Landstraße folgend an den Bahnhöfen von Edenkoben und Maikammer vorüber durch den Brandweiler Hof nach Mußbach. Von Strecke zu Strecke waren Brunnen gegraben[5] und findet man heute noch solche[6]. Das Volk nennt die Straße fortwährend Heidenweg[7], mit welchem Namen überhaupt häufig Römerstraßen (viae paganorum)

---

[1] S. Mommsen a. a. O. V, 32.

[2] S. Mommsen a. a. O. V, 76.

[3] S. Mehlis, Archäologische Karte d. Rheinpfalz u. d. Nachbargebiete. Speier 1884.

[4] S. oben Keltenzeit, S. 15.

[5] S. Dochnahl a. a. O. S. 4.

[6] An dem Kreuzungspunkte der von Neustadt nach Speierdorf führenden Straße ist ein Brunnen. Ein solcher befindet sich auch auf der rechten Seite der Straße von Edenkoben nach Rhodt (in der sog. Rhodter Hohle). Ein derartiger Brunnen wurde bei Anlage der von der Stadt nach dem Bahnhofe Edenkoben führenden Straße in den 50er Jahren überbaut.

[7] S. Lehmann, Bavaria, Rheinpfalz, S. 591.

bezeichnet sind[1]). Längs dieser Heeresstraße hat man schon häufig Funde gemacht.

Eine weitere Straße führte nach Dochnahl[2]) ganz nahe am Gebirge über Rhodt, Bazzenhofen, Alsterweiler[3]) und die drei Hambach um den südwestlich von Neustadt gelegenen Nollenberg herum auf die Höhe des Hartgebirges, wo sie den Namen „Hochstraße" erhält. Um letztere mit der großen Heeresstraße in der Ebene auf kürzestem Wege zu verbinden, wurden 3 Straßen erbaut, die eine führte von Maikammer über St. Martin durch das St. Martiner Thal, die andere von Edenkoben über Bazzenhofen durch das Edenkobener Thal und die dritte von Edesheim[4]) über Hainfeld durch das Modenbacher Thal zu dem auf der Wasserscheide des Gebirges gelegenen Edenkobener Forsthaus Heldenstein.

Eine nähere Beleuchtung verdient die „Hochstraße" — eine höchst merkwürdige Straße, über welche die Ansichten noch geteilt sind. Sie beginnt bei Hambach, steigt langsam bis zur halben Höhe des Nollenberges empor, von welchem ein ganz gerader Verbindungsweg nach der von Hambach nach Neustadt gehenden Landstraße hinabführt, zieht sich um den Nollen herum in das Kaltenbrunner- oder Schönthal hinter der Kalmit vorüber, übersteigt den Sattel hinter dem Hochberg (zwischen dem St. Martiner und Edenkobener Thal), führt hart hinter dem Schänzel vorüber nach dem Edenkobener Forsthaus Heldenstein, läuft dann beständig auf dem Kamme des Hartgebirges in einer Höhe von 1440—1700 Fuß fort, bis sie die Thäler des Westrichs erreicht, führt über das Landauer Forsthaus Taubensuhl, die obere Frankweide nördlich am Eschkopf (dem „pfälzischen Gotthard")[5]) und südlich von Johanniskreuz vorüber (am Pferdsbrunneck

---

[1]) S. Intellegenzblatt v. 1828, S. 388. Anm. 2. — Die Heiden (loca inculta) stehen in keiner Verbindung mit den Römern, sie dienten Jahrhunderte lang als Viehweiden und wurden später zu Wingerten und Wiesen umgewandelt. Die Wege zwischen den einzelnen Heiden wurden Heidenwege genannt, deren es in Edenkoben sieben gibt, wobei an die Römer in keiner Weise gedacht werden darf, obwohl dort eine Gewanne „Im Tempel" liegt.

[2]) A. a. O. S. 4 und Karte.

[3]) Südlich (nicht nördlich, wie Frey a. a. O. I, 268 angibt) von Alsterweiler ist ein gepflasterter Pfad (iter heroum), welcher aus einem früher von Wall und Wegen umgebenen Viereck (vielleicht ein campus aestivus der Römer) nach dem um 1825 urbar gemachten südlich davon gelegenen Spielfeld führt. (S. Intellegenzblatt v. 1829, S. 12, Anm. 1.) Der Pfad heißt heute noch der Heldenpfad und die Gewanne die „Heldgewanne". Der östlich davon gelegene Waschittpfad ist gleichfalls gepflastert. Beide Pfade führen zu einem breiten Feldweg, der von Maikammer auf der Höhe zwischen dem St. Martiner und Alsterweiler Bache in gerader Richtung zum Gebirge führt und Maikammer mit der Hochstraße und mit der oben am Gebirge nach Neustadt führenden Römerstraße verband, also jedenfalls auch ein Römerweg war. — Der auf der Höhe zwischen Rhodt und Hainfeld am Kapellchen vorüberziehende Feldweg verbindet Edesheim direkt mit der Hochstraße und scheint gleichfalls ein Römerweg zu sein.

[4]) Oestlich führte die Straße über Großfischlingen nach Speier weiter (s. Lehmann, Bavaria, S. 591 und 593). Somit war die Hauptstadt des Nemeterlandes auf dem nächsten und besten Wege mit der wichtigen Gebirgsstraße verbunden.

[5]) So nennt ihn August Becker (a. a. O. S. 649), weil hier 4 Flüsse, nämlich die Lauter, die Steinalb, der Wellbach und der Speierbach entspringen und nach den 4 Himmelsgegenden weiter strömen. S. meine Studie über den Hochberg bei Edenkoben in Nr. 10 des „Pfälzischen Museums" von 1884, S. 74.

zweigt sich ein Weg nach Johanniskreuz ab, der über Mölschbach nach Kaiserslautern führt) um die Quelle der Burgalbe herum nach dem Lauberhof ins Moosalbethal hinunter (nicht nach Leimen und Merzalben, wie Lehmann meint)[1]) und von da als Thalweg nach Trippstadt weiter[2]).

Mehlis hat die Hochstraße in seine „Archäologische Karte der Rheinpfalz" nicht aufgenommen; wenn man aber sein Kartennetz näher betrachtet, so findet man, daß die Hochstraße an die übrigen Römerstraßen sich zweckmäßig anschließt. Da führen zwei Straßen aus dem Queichthale zur Wasserscheide des Gebirges hinauf und vereinigen sich hinter Hofstätten, um nördlich in das Thal des Speierbaches wieder hinabzuführen. Hinter Johanniskreuz führt eine Römerstraße südwestlich nach Zweibrücken und der Saargegend und eine nordwestlich gegen Landstuhl nach jener Einsenkung, durch welche die alte Kaiserstraße (und die heutige Bahnlinie) von Metz nach Mainz führt.

Die Hochstraße ist zu vergleichen mit dem Rennweg oder Rennsteig, der auf dem Kamme des Thüringerwaldes von Blankenstein an der Saale (bei Lichtenberg im nördlichen Oberfranken) bis nach Hörsel an der Werra (bei Eisenach) läuft[3]). So zieht auch die Hochstraße auf der Wasserscheide des Hartgebirges in der Richtung von Osten nach Westen in einer Länge von ungefähr zehn Stunden hin und leitet zu den Thälern des Westrichs hinüber. In ganz Deutschland gibt es keine dritte derartige Straße mehr. Sie ist von großer strategischer Wichtigkeit, wie dies auch der Feldzug von 1794 beweist. Erfolgte ein Angriff von der Ebene her, wie das seit dem Auftreten der Alamannen (im 3. Jahrhundert n. Chr.) häufig geschah, so konnten die Römer mittels der Hochstraße auf die Höhe des schützenden Gebirges sich zurückziehen, konnten nach den Thälern im Süden und im Norden ausweichen und von da Verstärkungen an sich ziehen oder ganz auf ihre westlichen Stellungen, deren Mittelpunkt Trier war[4]), sich zurückziehen.

Regierungsdirektor Lufft[5]) hält die Hochstraße für ein Werk der Römer und für die „älteste aller Gebirgsstraßen"; der gleichen Ansicht sind Dochnahl[6]) und August Becker[7]). Nur Lehmann[8]) will die Frage nicht entscheiden, hält es aber für wahrscheinlicher, daß die Straße ein Werk des Mittelalters sei, da es ihm „unglaublich dünkt, daß die intellegenten Römer, denen das schöne und ebene Neustadter Thal offen stand, eine äußerst mühsame und beschwerliche Militär- oder Handelsstraße über sehr schroffe, damals mit unwirtbaren Urwäldern bedeckte Höhen angelegt haben sollten". Allein gerade diese Gründe sprechen gegen Lehmanns An-

[1]) Bavaria, Rheinpfalz, S. 594.

[2]) S. Lufft, der Feldzug am Mittelrhein im J. 1794. Karlsruhe 1870, S. 9 f. und A. 4.

[3]) S. Grube, Geographische Charakterbilder, III, 189.

[4]) S. Mehlis, der Rhein, S. 28.

[5]) A. a. O. S. 9.

[6]) A. a. O. S. 4.

[7]) A. a. O. S. 339.

[8]) Bavaria, Rheinpfalz, S. 594.

sicht; denn wenn das Werk so mühsam war, dann dürfen wir es eher den Römern zuschreiben, welche ihre Soldaten und Provinzialen zum Straßenbau anhielten, als die Herren des Mittelalters, welche sich beständig befehdeten und eine solche Kunststraße ohne gemeinsames Zusammenwirken nicht zu bauen vermochten. Auch führt die Straße großenteils durch die Haingeraiden, welche Eigentum der Gemeinden waren, und diese konnten sich kaum in ihren Geraiden verständigen, geschweige mit anderen Geraiden, und haben überhaupt für den Wald und besonders für den Hinterwald möglichst wenig gethan.

Durch das Neustadter Thal führte jedenfalls auch eine alte Straße, die jedoch weniger strategischen, als vielmehr Handelszwecken diente; denn leicht konnten die Römer durch eine geringe Zahl von Feinden in das enge Thal eingeschlossen und durch Herabrollen der Steine von den Höhen am Marsche gehindert, von oben herab angegriffen und selbst vernichtet werden. In dieser Voraussicht erbauten die Römer die Hochstraße um den Rollenberg herum, so daß sie jederzeit in die Rheinebene vorgehen konnten; auf der Hochstraße nahmen sie eine beherrschende Stellung ein und konnten nach allen Seiten hin sich wenden. Die erste Verteidigungslinie für die Römer war der Rhein und die zweite das Vogesengebirg, welches durch eine vorzügliche Militärstraße, wie es die Hochstraße ist, durchschnitten werden mußte[1]). Auch die Bauart beweist, daß es ein Werk der Römer ist, welche gerne über Höhen ihre Straßen führten und selbst die Alpen durchschnitten und demnach im Baue von Gebirgsstraßen bewandert waren. Oefters ist die Straße durch gesprengte Felsen und an Abgründen vorübergeführt; es war ein schwieriger Bau, welcher nicht unbedeutende technische Kenntnisse erforderte; auch die durchaus zweckmäßige Anlage beweist, daß sie zunächst aus strategischen Gründen erbaut wurde, welche für das Mittelalter hinwegfielen, aber für die Römer wegen der stets bedrohten Rheingrenze maßgebend waren. Rentabel war die Straße in keiner Weise, und ist sie auch aus diesem Grunde nicht als ein Werk des Mittelalters zu betrachten, wo das Land nur mäßig bevölkert und deshalb ein kostspieliger Straßenbau nicht nötig war[2]). Dagegen in der Römerzeit lebte in den Rheinlanden eine zahlreiche Bevölkerung, welche den Bau von Straßen verlangte. Und während wir aus dem Mittelalter über die Waldungen des Hartgebirges die eingehendsten Nachrichten haben, so besitzen wir nicht eine einzige über den Bau der Hochstraße. Auch dies muß uns veranlassen, diese Gebirgsstraße für sehr alt und sonach für eine Römerstraße zu halten — ein Werk würdig jenes weltbeherrschenden Volkes. Creuzer[3]) sagt: „Von der Straße (der Römer) zeugen Ueberbleibsel, wie gepflasterte Wege und Meilenzeiger oder jene meistens oben

[1]) Vgl. Ph. K. Heintz, Beiträge z. Gesch. d. bayr. Rheinkreises, 1835, S. 30.

[2]) Heute ist die Straße teilweise außer Gebrauch und verfallen und vielfach nur für Fußgänger tauglich (vgl. Lufft a. a. O. S. 10); sie entspricht also keinem wirklichen Bedürfnisse weder der Neuzeit noch des Mittelalters; nur für Holzfuhren in den Hinterwald wird sie benützt, und für solche genügte ein einfacher Waldweg und war keine Kunststraße nötig.

[3]) A. a. O. S. 13.

abgestumpften Säulen mit Inschriften zur Bezeichnung der römisch-gallischen Meilen"; und die Jahrbücher der Pädagogik von 1884 (S. 434) schreiben: „Die Wegesäulen mit Entfernungsangaben sind die einzigen Zeugen für die etwaigen noch vorhandenen Ueberreste einer römischen Straße." Es kommt also nun darauf an, auf diese Dinge genau zu achten und vielleicht sogar mit Hacke und Schaufel Ausgrabungen zu veranstalten, um jeden Zweifel bezüglich des Baues der Hochstraße durch die Römer zu beseitigen.

Mit Kastellen war das ganze Land übersät; nicht mehr auf die Berge stieg der Römer, wie es der Kelte gethan, um dort Ringwälle zu bauen, sondern seine Befestigungskunst gestattete es ihm, selbst bei den heftigsten Angriffen der Feinde in der Ebene zu bleiben mit seiner Familie und seiner ganzen Habe; auf kleinen Anhöhen, die ihm einen Blick über das Land gewährten und zugleich den Ansturm der Feinde erschwerten, erbaute der Römer am liebsten seine Wohnungen und umgab sie mit Wall und Graben. Von Drusus ist uns überliefert, daß er am Ufer des Rheines mehr als 50 Kastelle angelegt habe[1]. Und wie viele wurden schon vor ihm erbaut und wie viele werden noch nach ihm erbaut worden sein! Jeden Abend schlug die römische Legion ein Lager auf, und wenn sie länger an einem Orte blieb, befestigte sie denselben so gut als möglich. Nach der Schlacht im Teutoburger Wald fürchteten die Römer den Uebergang der Germanen über den Rhein und legten deshalb eine Reihe von Kastellen an, der Rhein blieb die Linie der Grenzverteidigung und nach Abberufung des Germanicus hielten die Römer sich nur in der Defensive am Rhein[2]. Die eingeborene Bevölkerung des rechten Rheinufers wurde verdrängt oder doch geschwächt oder selbst auf das linke Rheinufer übergeführt, teils zog sich diese in das Innere Germaniens zurück[3].

Im 2. Jahrhundert n. Chr. herrschte Ruhe am Rhein, aber im 3. Jahrhundert (seit 213)[4] erschienen die Alamannen auf dem Plan, und nun gab es keine Ruhe mehr, bis das Römerreich in Trümmer sank. Auf die Kastelle gestützt haben die Römer noch zwei Jahrhunderte die Rheingrenze behauptet. Alle wichtigeren Orte waren zugleich Festungen[5]; an den Kreuzungspunkten der Straßen entstanden Kastelle und damit viele neue Ortschaften, „wohl die meisten Orte der Vorderpfalz gründen sich auf römische Niederlassungen"[6]; solche waren Noviomagus Nemetum (Speier), Alta ripa (Altripp), Vicus Julius (Germersheim), Tabernae Rhenanae (Rheinzabern), Tabernae Montanae (Bergzabern), in der Nähe Drusi villa (Drusweiler, auch Drusenheim am Rhein in Unterelsaß

---

[1]) Florus II, 30, 26: Drusus in tutelam provinciae (sc. Germaniae) praesidia atque custodias ubique disposuit. In Rheni ripa quinquaginta amplius castella direxit.

[2]) S. Mommsen a. a. O. V, 28 und 50.

[3]) S. Mommsen a. a. O. V, 30 und 113.

[4]) S. Mommsen a. a. O. V, 147.

[5]) S. Lehmann, Bavaria, Rheinpfalz, S. 584 f. Vgl. Remling, Bischöfe zu Speier, I, 42. Vgl. Mommsen a. a. O. V, 153.

[6]) S. Mitt. d. hist. Ver. der Pfalz, XII, 6.

erinnert an Drusus)[1], Maiae campus (Maikammer), Noviomagus (Neustadt) und Rufiana (Eisenberg). Und so war auch Edenkoben, an dem Kreuzungspunkte zweier Römerstraßen gelegen, ein oppidum der Römer. „Alle Ausmündungen der Gebirgsthäler", sagt Creuzer[2], „pflegten nach den Grundsätzen römischer Strategie und Befestigung durch Schanzen und Kastelle gedeckt zu werden". Deshalb kann mit Dochnahl[3]) recht wohl angenommen werden, daß die Römer an der Stelle des alten Vazzenhofen, wo zwei Straßen sich kreuzten, ein Kastell erbauten; fand man doch beim Umgraben des dort gelegenen Klostergartens eine Masse Urnen und andere alte Gefäße. Auch auf dem etwas rückwärts am Eingange zum Edenkobener Thale gelegenen Kieferberge[4]) fand man Bruchstücke von Backsteinen und Ziegeln. Da der Berg nicht hoch ist und einen weiten Umblick gewährt, so war der Ort sehr geeignet für eine römische Warte.

Zwischen der Stadt und dem Bahnhofe südlich von der Bahnhofstraße befindet sich eine Gewanne, Maueräcker genannt, dort stieß man schon wiederholt beim Umgraben des Bodens auf altes Gemäuer und Fundamente von Gebäulichkeiten, wie der Name schon andeutet; dort befand sich auch der alte Brunnen, welcher bei Anlage der Bahnhofstraße überbaut wurde[5]), dort ist auch der Kreuzungspunkt zweier Römerstraßen, weshalb Dochnahl[6]) auch dorthin ein Kastell verlegt. Südöstlich von den Maueräckern in der Richtung gegen Großfischlingen in der Gewanne „Unteres Leiselfeld" fand man im Felde 6 römische Münzen; auf einer derselben, die im Besitze des Herrn Frölich in Edenkoben sich befindet, ist deutlich DIVVS AVGVSTVS zu lesen. Beim weiteren Umgraben der Erde stieß man auf Ziegeln, welche einen gepflasterten Boden zu bilden schienen. Aus diesen Funden schließen zu wollen, daß sich Edenkoben früher viel weiter nach Osten ausdehnte, ist nicht hinreichend begründet, vielmehr ist anzunehmen, daß in der Gewanne „Maueräcker" eine römische Niederlassung (Kastell) sich befand, welche durch die Völkerwanderung zerstört wurde. Die Deutschen siedelten sich später mehr westlich gegen das Gebirge

[1]) Auch der Name des Dorfes Burrweiler bei Edenkoben wurde als Burri (Präfekt unter Nero) villa erklärt. Doch stimmt hiezu nicht die Sprache des Volkes, welches Buhr, nicht Burr sagt (weiler wird weggelassen), noch die alte Schreibweise des Ortes, welche Bubenwilre sein soll. S. Frey a. a. O. I, 246. Mir scheint Burrweiler soviel wie Burgweiler (= der um die Geisburg entstandene Weiler) zu sein, womit sich der volkstümliche Name „Buhr" (= Burg) am besten erklären läßt, gerade so wie Kirrweiler = Kirchweiler, Kirrberg (bei Homburg) = Kirchberg ist; auch der im jenseitigen Bayern häufig vorkommende Name Kirrmeier ist nichts anderes als Kirchmeier.

[2]) A. a. O. S. 13. Vgl. Lehmann, das Neustadter Thal, 1841, S. 2.

[3]) A. a. O. Karte.

[4]) Derselbe ist ein Vorberg des Hochberges; auf der Höhe wurde 1871 ein freier Platz angelegt, welcher dem General v. Werder zu Ehren den Namen „Werderplatz" erhielt; seitdem nennen manche den Kieferberg auch Werderberg.

[5]) S. oben S. 27, Anm. 6. — Ein alter Brunnen befindet sich auch in der Gewanne „Dorfwiesen", links von dem Wege, der von der Villastraße zum Lettenweg (Heilmannsgasse) führt.

[6]) A. a. O. Karte.

und den Ort Bazzenhofen hin an, wodurch die Verschmelzung der beiden Dörfer zu einer Gemeinde herbeigeführt wurde. Daß man so häufig im freien Felde auf altes Mauerwerk stößt, läßt sich auch daraus erklären, daß die Römer in den zwei ersten Jahrhunderten nach Christus, in welchen Ruhe und Wohlstand in den Rheinlanden herrschte, gar viele einzelnstehende Land- oder Gartenhäuser, Bäder, Heiligtümer, Warten oder Aussichtstürme errichteten, und braucht man deshalb beim Auffinden einiger alten Mauern nicht sofort an römische Stadt- oder Dorfanlagen zu denken.

Eine hiesige Gewanne links an der Straße nach St. Martin führt den Namen Dentwegel, das Volk sagt auch Tenteweg. Man hat Dent oder Tent von dem lat. tentum, tentorium, Zelt, abgeleitet und vermutet, daß hier ein römisches Zeltlager gestanden habe.

Eine andere Gewanne, zwischen dem 4. und 5. Heidenweg gelegen, heißt „Im Tempel“, und stieß man dort auf alte Mauern, woraus man schloß, daß dort ein römisches Heiligtum stand[1]). Die Gewanne nebendaran heißt „Im Kästegärtl“, woraus hervorgeht, daß dort früher Kastanienbäume standen, wie überhaupt vor nicht langer Zeit noch der Kastanienwald bis dicht an Edenkoben heranreichte.

Bei dem Gewannennamen „Heidenwingert“ ist nicht an die „Heiden“, die Römer, zu denken, da an der Stelle vor 3 Jahrhunderten noch Heiden oder Wiesen waren, welche Edenkoben im J. 1600 von der 4. oder Mittelhaingeraide für 65 Gulden jährlichen Zinses erwarb. Bei anderen Namen dagegen mag eine Erinnerung an die Römer zu grunde liegen; so gibt es bei Maikammer einen „Heidenstock“ und bei Hambach einen „Heidengraben“; der Weg von Hambach nach Alsterweiler heißt „Heidengasse“ und die große Römerstraße in der Ebene „Heidenweg“ u. s. w.[2]). Südwestlich vom Edenkobener Forsthaus an der Hochstraße befindet sich ein Berg, Hermeskopf genannt, und nördlich von demselben das Hermesthal (Hermes = Merkurius = Wodan). Wodans wildes Heer stürmte von dort durch das Modenbacherthal und über den Teufelsberg hin zur Rheinebene hinaus.

Faßt man alles zusammen, so ist kein Zweifel, daß Edenkoben vor 1800 Jahren eine römische Niederlassung (Stadt oder Dorf, oppidum) war[3]).

Aber auch überall im Kanton treffen wir Reste aus der Römerzeit. So fand man in Edesheim, welches, an dem Kreuzungspunkte zweier großen Römerstraßen gelegen, unzweifelhaft eine römische Niederlassung war — Lehmann spricht von einer „ansehnlichen Station“ —, zwei Votivsteine mit Inschriften, mehrere Gräber und Särge mit kostbaren Glasgefäßen,

---

[1]) Nach Rudhart (a. a. O. S. 645) hatten die Burgunder, Alamannen und Franken Tempel unter der Bezeichnung castra, templa, fana; es kann deshalb auch ein germanisches Heiligtum aus der heidnischen Zeit dort gestanden haben.

[2]) S. Lehmann, Bavaria, Rheinpfalz, S. 590 f. und Dochnahl a. a. O. S. 3.

[3]) Die Gewannennamen sind überhaupt noch zu wenig gewürdigt; aus ihnen läßt sich gar manches für die Geschichte gewinnen; manche untergegangene Ortschaft lebt nur noch in einem Gewannennamen fort.

sehr interessante Münzen von Gold, Silber und Großerz aus dem 1.—3. Jahrhundert n. Chr.[1]). Maikammer war eine römische Niederlassung und fand man da römische Urnen[2]), in St. Martin römische Münzen, in Venningen einen Ring von vorzüglichem Messing; Großfischlingen war eine römische Niederlassung, römische, daselbst aufgefundene Thongefäße und Urnen schenkte L. Spiegel dem Altertumsverein zu Dürkheim; in Kleinfischlingen fand man römische Münzen und Eisensachen, in Freimersheim ein römisches Urnenfeld, einen römischen Denkstein, römische Münzen und ein römisches Hufeisen (?), in Altdorf eine Statue der Göttin Diana und einen römischen Denkstein; zwischen Böbingen und Geinsheim fand man in einem Gebüsche, Kaisergarten genannt, römische Münzen und Gefäße[3]); zwischen Hainfeld und Weyher stieß man beim Graben auf eine Masse farbiger Steine[3]); in Weyher fand man römische Gräber, Urnen[4]), Ziegeln und Münzen[5]).

Die Römer verbrannten die Leichen und sammelten die Asche in Urnen, welche Sitte bis ins 5. Jahrhundert fortdauert[6]); daher gibt es in der Pfalz so viele Urnenfelder. Im 3. Jahrhundert beginnt man wahrscheinlich unter dem Einflusse des Christentums die Leichen in steinernen Sarkophagen beizusetzen. Auch die ältere Sitte dauert fort über dem Leichnam einen Hügel aus Erde zu türmen. Die Alamannen und Franken, welche im 5. Jahrhundert von der Rheinpfalz Besitz nahmen, bestatteten die Toten in voller Ausrüstung „auf abgesonderten Friedhöfen, in parallelen Reihen, mit dem Haupte gegen Osten". Fast jeder Ort der Vorderpfalz besitzt ein Reihengräberfeld, in welchem die Gebeine der Vorfahren der heutigen Generation ruhen. Ein solches Reihengräberfeld aus der ersten fränkischen Zeit wurde in Knöringen aufgedeckt. Diese Periode dauerte bis ins 9. Jahrhundert[7]).

Funde von Götterstatuen führen uns auf die Religion der ersten germanischen Bewohner der Vorderpfalz. So wurde in Neustadt eine höchst interessante Statue (aus Sandstein) der Göttin Maia, der Mutter

---

[1]) S. Lehmann, Bavaria, Rheinpfalz, S. 590 f. u. Intellegenzblatt v. 1828, S. 74.

[2]) Herr Gabriel Eisele in Maikammer fand in einem Acker (heute der erste Wingert östlich von der Straße nach Edenkoben) in einer Tiefe von $^3/_4$ m ca. 12 große Urnen, in welchen wieder kleinere, mit Asche und Knochen gefüllt, sich befanden; es scheint dort die Begräbnisstätte des römischen Maikammer gewesen zu sein. Auch einige Bronzereife waren in den Urnen. — Vgl. Stumpf a. a. O. S. 395. — Wo Urnenfelder sich finden, kann man sicher eine römische Niederlassung annehmen.

[3]) Einer Privatmitteilung zufolge.

[4]) Im Besitze des Herrn Konsistorialdirektors a. D. Prinz in Weyher befindet sich eine sehr schöne Urne, die mit Asche und Knochen gefüllt war.

[5]) S. Stichaner im Intellegenzblatt v. 1828, S. 74 und 329. — S. Moor, die Pfalz unter den Römern, Landau 1865, und Mehlis, Bemerkungen zur prähistorischen Karte der Rheinpfalz, München 1875, S. 14; Mitt. d. hist. Ver. d. Pfalz, VI, 54; XII, 32 f. und 40.

[6]) S. Creuzer a. a. O. S. 102, Anm. 83.

[7]) Mitt. d. hist. Ver. d. Pfalz XI, 51 f. u. XII, 6 ff. u. 33. Vgl. Hellwald a. a. O. S. 545 und 690 und Mehlis, Archäologische Karte der Rheinpfalz. Ueber die merovingische oder „fränkische Epoche" der Reihengräberzeit siehe L. Lindenschmitt, Handbuch der deutschen Altertumskunde. Braunschweig, Vieweg 1886.

des Mercurius, ausgegraben[1]). Von keiner Gottheit aber besitzen wir mehr Denkmale als von Merkur[2]). Selbst ein Altar zu Ehren des Mercurius und seiner Mutter Maia befindet sich im Museum zu Speier[3]). Und eine Reihe von Inschriften sind dem Mercurius gewidmet[4]). Nach Cäsar und Tacitus verehrten die Gallier und die Germanen vorzugsweise den Mercurius[5]). Mit diesem Namen bezeichneten die Römer nicht ganz zutreffend den Wodan der Germanen, welcher auch Nationalgott der Sueven und somit auch der Nemeter war[6]). Selbst der Rhein und der Vosegus (d. i. das Wasgau- und Hartgebirg) und das Nemeterland (Nemetona, das vergeistigte Bild des Nemetervolkes) wurden als Götter verehrt[7]). Man sieht hieraus, wie die Römer an die Religion der Germanen anknüpften (wie dies ja auch später die christlichen Priester thaten)[8]); dem höchsten der germanischen Götter gaben sie den Namen desjenigen römischen Gottes, welcher jenem am ähnlichsten schien, und da die Römer in religiöser Beziehung sehr tolerant waren, wenn nur die Unterworfenen dem Genius des römischen Kaisers oder Reiches opferten, so gelang es auch im Punkte der Religion eine Verschmelzung der Nemeter und der Römer herbeizuführen. Tacitus[9]) fügt Obigem noch Folgendes hinzu: „Die Germanen weihen den Himmlischen Haine und Gehölze und rufen unter göttlichem Namen jenes unerforschliche Wesen an, das nur ihr ehrfurchtsvolles Gemüt erkennt." Wahrscheinlich gestützt auf diese Stelle nimmt Remling[10]) an, daß die Nemeter, wie jeder germanische Stamm, einen heiligen Hain besessen hätten, und verlegt denselben in den Lutramsforst, der in der Mitte des Speiergaues gelegen und auch später Gerichtssitz des Speiergaues gewesen sei. Da in unmittelbarer Nähe des Lutramsforstes der Odins(=Orens)berg liegt, so hat die Ansicht Remling etwas Wahrscheinliches für sich; jedenfalls hat der heilige Hain, wenn es überhaupt einen solchen gab, zwischen der Queich und dem Speierbach gelegen.

Bald aber lesen wir auch, daß das Christentum in den Rheinlanden Boden faßt, wie dasselbe überhaupt sehr viel Verwandtes in den religiösen Anschauungen der Germanen vorfand[8]). Durch römische Soldaten

---

[1]) S. Dochnahl a. a. O. S. 6 und Katalog d. hist. Abt. d. Museums in Speier v. 1880, S. 28.

[2]) S. Creuzer a. a. O. S. 48 f. Vgl. dagegen Remling, Bischöfe, I, 43.

[3]) S. Katalog d. hist. Abt. d. Museums in Speier v. 1880, S. 28.

[4]) Brambach, codex inscriptionum Rhenanarum. — 1885 wurde in Altrip ein dem Gotte Mercurius (DEO MERCVRIO) gewidmeter Votivstein ausgegraben. S. die Ausgrabungen d. hist. Ver. d. Pfalz 1884/86, S. 25.

[5]) Caesar, bell. Gall. 6, 17: Galli deum maxime Mercurium colunt. — Tac. Germ. 9: Germani deorum maxime Mercurium colunt. — S. Zeuß a. a. O. S. 21.

[6]) S. Mehlis, Studien, I, 72 und der Rhein, S. 38.

[7]) S. Remling, Bischöfe, I, 46 und Ph. K. Heintz, Beiträge z. Gesch. d. bayr. Rheinkreises, 1835, S. 30 (Deo Vosego sacrum).

[8]) Vgl. Remling a. a. O. I, 82 ff. u. Giesebrecht a. a. O. S. 52 f.

[9]) Germania, cap. 9: Germani lucos ac nemora consecrant deorumque nominibus appellant secretum illud, quod sola reverentia vident. — Vgl. Giesebrecht a. a. O. S. 51.

[10]) A. a. O. I, 40 f.

(besonders der 22. Legion, die in Aegypten stand) gelangte die christliche Lehre nach Germanien[1]). Irenäus (der Schüler und Nachfolger des Bischofes Photinus, eines Schülers des Bischofes Polykarp von Smyrna), Bischof von Lugdunum (Lyon) von 177—202, spricht von Kirchen in den beiden Germanien[2]), und Tertullian, der gleichfalls gegen Ende des 2. Jahrhunderts schrieb, sagt, daß das Christentum in Germanien herrsche[3]). Die ersten Bekenner wird das Christentum in den Rheinstädten gewonnen haben, und im Lande der Nemeter hat jedenfalls die Hauptstadt (Speier) am frühesten christliche Bewohner gezählt und wird der Sitz eines Bischofes gewesen sein[4]). Als jedoch die heidnischen Alamannen seit dem 3. Jahrhundert raubend und mordend durch die Rheinlande zogen, da erlitt auch die christliche Kirche schwere Verluste und gar viele Christen kamen ums Leben, noch mehr aber durch das Blutedikt des Kaisers Diocletian vom Jahre 303[5]). Konstantin erließ im J. 313 das berühmte Duldungsedikt zu Gunsten der Christen[6]), ein Beweis zugleich, daß die christliche Kirche bereits eine gewaltige und nicht mehr zu bezwingende Macht im Staate geworden war. Konstantin blieb zwar, wie es scheint, aus Staatsraison noch Heide, aber unmittelbar vor seinem Ende trat er zum Christentum über 337. Damit war der Sieg der christlichen Religion entschieden; die kurze Regierung des zum Heidentum zurückgekehrten Kaisers Julian (361—363) konnte an dem Endergebnis nichts mehr ändern, im J. 393 wurde die christliche Religion sogar zur Staatsreligion erklärt und das Heidentum nur noch geduldet.

Schon vor dem 4. Jahrhundert war Germania prima, wie es seit 318 heißt, kirchlich geordnet. Um das Jahr 346 wird ein Bischof Jesse von Speier genannt[7]); von weiteren Bischöfen weiß jedoch die Geschichte nichts zu berichten, so undurchdringlich ist das Dunkel jener Zeit; erst im 7. Jahrhundert wird wieder ein Bischof von Speier (Athanasius 610 bis 650) erwähnt.

Nachdem die Römer im J. 406 die Rheingrenze nach den blutigsten Kämpfen aufgegeben hatten, da strömten die heidnischen Germanen über den Rhein, und die römische und christliche Kultur ward zertreten. Erst als der Frankenkönig Chlodwig (gleichsam ein zweiter Konstantin!) mit 3000 seiner Getreuen im J. 506 zum Christentum übertrat, konnte die christliche Religion wieder ihre segensreiche Thätigkeit in den deutschen Rheinlanden entfalten, und weit und groß lag die Arbeit vor den christlichen Glaubensboten, aber ein so hochbegabtes und kräftiges Volk wie das

[1]) Besonders die bekannte legio fulminatrix soll viele christliche Soldaten gezählt haben. S. Remling a. a. O. I, 51.

[2]) Adversus haeres. I, 3: Αἱ ἐν Γερμανίαις ἱδρυμέναι ἐκκλησίαι.

[3]) Adversus Iudaeos c. 7: In Germanorum locis Christi nomen regnat. Remling (a. a. O. I, 50) bezeichnet die Stelle mit Recht als „etwas volltönig“. S. Rudhart a. a. O. S. 204, Häusser a. a. O. S. 4 und Remling, Bischöfe, I, 49.

[4]) S. Remling a. a. O. I, 51 und Stälin, Gesch. v. Württemberg I, 96.

[5]) S. Remling a. a. O. I, 53 f.

[6]) S. Remling a. a. O. I, 55; Görringer a. a. O. S. 303.

[7]) S. Remling a. a. O. I, 58 f. u. 63.

deutsche für christliche Kultur und Sitte zu gewinnen war der treuesten Ausdauer wert.

Bevor wir von den Römern scheiden, haben wir noch eines ihrer hervorragendsten Verdienste um die Rheinlande zu gedenken, wodurch der Wohlstand und damit die höhere Bildung der Bewohner dieses fruchtbaren Gebietes für alle Zeiten fest begründet wurde: es ist die Verpflanzung der Rebe an den Rhein. Cäsar überliefert uns, daß die alten Deutschen nicht gestatteten Wein in ihr Land einzuführen, weil sie glaubten, daß durch das Weintrinken die Menschen verweichlicht würden[1]). Allein durch die Herrschaft der Römer lernten die Germanen auch den Genuß des Weines kennen, doch den Wein selbst zu bauen gestattete ihnen der römische Egoismus Jahrhunderte lang nicht; erst als das Römerreich in seinen Grundlagen erschüttert war, erstritten sich die rheinischen Provinzialen das Recht die Rebe auf ihren Hügeln zu pflanzen.

Im südlichen Gallien nördlich von Massilia war der Weinstock von Italien her eingeführt worden, und stand bereits im 2. Jahrhundert v. Chr. der Weinbau in voller Blüte; da hiedurch der bis dahin sehr erträgliche italische Weinhandel eine empfindliche Schädigung erlitt, so verbot der römische Senat um das Jahr 150 v. Chr. im Interesse der italischen Grundbesitzer und Kaufleute den Weinbau in Gallien außer in dem unmittelbaren Gebiete der Stadt Massilia[2]). Die Einfuhr ausländischer Weine nach Italien war schon 161 v. Chr. verboten worden, wodurch die italische Weinproduktion außerordentlich gefördert ward[3]). Trotz der Verbote der römischen Republik war der Weinbau in Gallien nicht mehr einzudämmen, seit Augustus verbreitete sich derselbe in der provincia Narbonensis und rückte allmählich bis Lyon und Orleans vor (allobrogischer und biturigischer Wein). Da durch die immer weitere Ausbreitung des Weinbaues der italische Grundbesitz und Handel die größten Nachteile erlitt, so gebot der Kaiser Domitian im Jahre 85 n. Chr. angeblich, um die hohen Kornpreise zu drücken, daß niemand neue Weinberge anlegen und in den Provinzen die Hälfte der Rebstöcke abgeschnitten werden solle; und die Ausführung dieses harten Gebotes wurde streng überwacht[4]). Das war ein vernichtender Schlag für den Weinbau in den römischen Provinzen, die nur dazu dienen sollten, Italien zu bereichern. Fast zwei Jahrhunderte blieb das Verbot des Kaisers Domitian in Kraft, erst im Jahre 281 n. Chr. gestattete der Kaiser Probus (276—282), der selbst ein geborener Provinziale aus Sirmium in Pannonien und der Sohn eines

---

[1]) Bell. Gall. IV, 2: Germani vinum ad se omnino importari non sinunt, quod ea re ad laborem ferendum remollescere homines et effeminari arbitrantur.

[2]) S. Mommsen a. a. O. II, 160.

[3]) S. Mommsen a. a. O. II, 392.

[4]) S. Sueton. Domitian 7: Domitianus ad summam quondam ubertatem vini, frumenti vero inopiam existimans nimio vinearum studio neglegi arva edixit, ne quis in Italia novellaret, utque in provinciis vineta succiderentur, relicta ubi plurimum dimidia parte; nec exsequi rem perseveravit. Vgl. Mommsen a. a. O. V. 98 f.

Gärtners war, den Provinzialen wieder Reben zu pflanzen[1]). Diese Erlaubnis mag seine Ermordung durch die römischen Soldaten mitveranlaßt haben. Seit jener Zeit hat sich die Rebe immer weitere Gebiete in Deutschland erobert, selbst bis in die Mark Brandenburg und die Provinz Posen ist sie vorgedrungen[2]).

Um das Jahr 300 sollen die Weinstöcke durch Strohdecken gegen den Frost geschützt worden sein[3]). Durch die Einfälle der Germanen in das linksrheinische Gebiet im 4. Jahrhundert n. Chr. wurden die Weinstöcke fast vollständig vertilgt[4]). Erst nach den Stürmen der Völkerwanderung kam der Weinbau am Rheine wieder in Aufnahme, und besonders Chlodwig war es, der denselben förderte und strenge Geldstrafen auf Entfernung eines Weinstockes setzte. Sein jüngster Sohn Clotar dagegen gab seinen unbändigen Kriegern wieder etwas nach und gestattete aus einem Weinberge drei Trauben zu nehmen. Auf die höchste Stufe brachten die Klöster den Weinbau, diesen einträglichsten Zweig der Landwirtschaft. Von Bonifatius (717—754 Erzbischof von Mainz) wird uns berichtet, daß er um Mainz herum viele Weinberge anlegen ließ. Um das Jahr 733 sandte er an den Erzbischof Eckbert von York zwei Gefäße mit Wein, damit er sich und seinen Brüdern einen guten Tag bereiten könne[5]). Das größte Verdienst jedoch um die Hebung des Weinbaues in den Rheinlanden hat Karl der Große, der sich in allem, was er angriff, als hervorragenden Fürsten bewährte; er ließ die besten Reben aus Frankreich, Spanien, Italien und Ungarn herbeischaffen und den deutschen Weinbauern Anleitung geben. Deshalb führt auch die Volkssage den Ursprung des Weinbaues am Rhein auf Karl den Großen zurück. Unbestritten gebührt ihm das Verdienst der Verbesserung und Veredelung desselben[6]). Sehr viel für Förderung und Verbreitung des Weinbaues that das unter Karl d. Gr. gegründete Kloster Lorsch bei Bensheim an der Bergstraße. Dasselbe war reich begütert auf beiden Seiten des Rheines, auch in Edenkoben und in den meisten Dörfern des Kantons erwarb es Ländereien, darunter auch Weinberge (vineae)[7]), und viele Wingerte, welche heute Bürgern von Edenkoben gehören, mögen damals von jenen fleißigen Lorscher Mönchen angelegt worden sein.

---

[1]) S. Vopiscus, Prob. imperat. c. 18: Gallis omnibus (zu Gallien wurden auch die beiden Germanien gerechnet) hic permisit, ut vites haberent et vinum conficerent. Vgl. Hertzog, Elsässer Chronik, S. 68.

[2]) Nach Kutzen (das deutsche Land, 3. Aufl. Hirt, Breslau 1880, S. 461) ist die Gegend um Grüneberg (von Sagan bis Züllichau, von Beuthen bis Frankfurt a. O.) „der nördlichste Punkt der Erde, auf welchem heute die Kultur des Weinstocks betrieben wird, da bei den vereinzelten Weingeländen der norddeutschen Tiefebene von einem Keltern der Trauben nicht die Rede ist". — Im Mittelalter war die Rebe in Westfalen, Mecklenburg, Pommern, Preußen, ja selbst in Kurland, Seeland und England weit verbreitet. S. Nordhoff, der vormalige Weinbau in Norddeutschland, Münster 1877, S. 25 ff.

[3]) S. Dochnahl a. a. O. S. 9.

[4]) S. Rudhart a. a. O. S. 103.

[5]) S. Würdtwein, Ep. S. Bonif. p. 86. ep. 38.

[6]) Vgl. Beiblatt z. Pfälz. Kurier v. 1884, S. 599.

[7]) S. Cod. Lauresham. T. II. N. 2059, 2060, 2062, 2063 etc.

Bevor die Rebe gepflanzt werden durfte, war der Boden mit Getreide oder Rüben angebaut. Aus Gerste oder Waizen verstanden es die Germanen ein berauschendes Getränk zu bereiten, welches einige Aehnlichkeit mit dem Weine hatte und als Ersatz für denselben diente (Bier!); nur die in der Nähe des Rheines Wohnenden konnten sich auch den Genuß des Weines durch römische Kaufleute verschaffen[1]).

Doch das Römerreich, welches jedem äußeren Gegner weit überlegen war und in der Zeit seiner Blüte unzweifelhaft auch Germanien vollständig hätte unterwerfen können, wenn es ernstlich gewollt hätte, krankte an unheilbaren inneren Schäden, und als die kraftvollen deutschen Volksstämme im 3. Jahrhundert n. Chr. zum Angriff gegen den ungeheueren Koloß übergingen, da ward dieser in seinem Innersten erschüttert, und kaum zwei Jahrhunderte waren nötig, um das tausendjährige unermeßliche Römerreich zu zerschlagen und selbst die Hauptstadt des Erdkreises den Barbaren zu überliefern.

Unter dem Kaiser Augustus waren die Römer offensiv gegen Germanien vorgegangen, hatten sich aber bald auf die Defensive am Rheine beschränkt; die Kaiser Domitian und Trajan fügten aus strategischen Gründen noch das Neckargebiet dem Weltreiche hinzu und suchten das neu gewonnene Land durch die viel besprochene Teufelsmauer zu schützen; seit Hadrian (117—138) war es mit der Offensive vorüber, und bereits gegen Ende des 2. Jahrhunderts wurden die Römer durch die Markomannen an der mittleren Donau in die Defensive gedrängt. Dadurch ward die Schwäche des Römerreiches allen Germanen kund, und nun stürzten sich auch die mitteldeutschen Stämme auf die römischen Legionen, im Jahre 213 n. Chr. werden die Alamannen zum erstenmale genannt, am Maine treffen sie mit den Römern unter dem Kaiser Severus Antoninus (Caracalla) zusammen und werden besiegt[2]); allein das ist das Merkwürdige an diesem frischen und kriegerischen Volke, daß es trotz unzähliger Niederlagen immer wieder von neuem zum Angriffe übergeht, der limes Romanus hielt es nicht lange zurück, bereits um das Jahr 270 war das ganze Neckargebiet bis an den Rhein in die Hände der Alamannen gefallen, und unter dem Kaiser Gallienus (260—268) waren sie sogar in Italien eingebrochen[3]). Der Oberrhein war wieder wie unter Augustus die Grenze des Römerreiches geworden. Unter dem Kaiser Probus (276 bis 282) rückten die Burgundionen in das Mainthal vor und bedrohten Gallien[4]), und die Alamannen waren schon im Jahre 234 zum erstenmale

---

[1]) S. Tacitus, Germania cap. 23: Potui humor ex hordeo aut frumento, in quandam similitudinem vini corruptus: proximi ripae et vinum mercantur. — Vgl. Remling a. a. O. I, 35. — Ueber die Geschichte der Bierbereitung hat Hofrat Dr. Gräße eine sehr gelehrte und erschöpfende Abhandlung „Bierstudien" 1872 (Dresden, Zahn) veröffentlicht.

[2]) S. Mommsen a. a. O. V, 147; Giesebrecht a. a. O. I, 39; Vierordt a. a. O. S. 13; Rudhart a. a. O. S. 48; Zeuß, die Deutschen S. 303 f.

[3]) S. Mommsen a. a. O. V, 150; Giesebrecht a. a. O. I, 39.

[4]) S. Mommsen a. a. O. V, 152.

über den Rhein gegangen[1]), welchen seit Ariovist kein deutsches Heer mehr überschritten hatte. Jetzt beginnen die länger als ein Jahrhundert dauernden und überaus blutigen Kämpfe um das Elsaß und die Pfalz. Die Römer machten die verzweifeltsten Anstrengungen, um den Rhein als Grenze ihres Reiches zu behaupten, dem Kaiser Julian gelang es mit Hilfe germanischer Truppen die Alamannen, welche mehr als 40 römische Städte auf dem linken Rheinufer, darunter auch Speier[2]), zerstört hatten, durch die große Schlacht bei Straßburg im J. 357 n. Chr. nach mörderischen Kämpfen über den Rhein zurückzuwerfen und so auch die Pfalz von den Alamannen zu befreien[3]). Allein nach Julians Tode (363) streiften die Alamannen weit über das Moselthal hinaus bis in das Thal der Marne[4]). Das Verhängnis ließ sich besonders seit Teilung des Reiches (395) nicht mehr abwenden. Als Stilicho (ein geborener Vandale!) zum Schutze Italiens gegen den Gothenkönig Alarich die römischen Legionen vom Rheine abrief (zwischen den Jahren 400—403), da setzten die Germanen am letzten Tage des Jahres 406[5]) (wie später Blücher in der Neujahrsnacht 1813/14) über den Rhein, nahmen das Land in Besitz und machten der Herrschaft der Römer nach 464jähriger Dauer ein Ende[6]).

e. Die Burgunderherrschaft 413(407)—437 n. Chr.

Sehr verschiedene Stämme waren es, die in jener Zeit der Völkerwanderung den Rhein überschritten und von denen einige ganz Gallien durchzogen und selbst die Pyrenäen überstiegen und im fernen Spanien mitten unter den Römern germanische Reiche gründeten. Genannt werden Vandalen, Alanen, Sueven, Quaden, Sarmaten, Gepiden, Heruler, Burgundionen und Alamannen, welche der römischen Provinz Germania sich bemächtigen, die römisch-christliche Kultur zertreten, die Städte plündern und dann anzünden. Damals wurden Worms, Speier und Straßburg von den Vandalen und Alanen überfallen und ausgeraubt, die zurückgebliebenen Bewohner entweder ermordet oder in die Gefangenschaft geschleppt, das römische Wesen ward in der Provinz Germania vernichtet, die lateinische Sprache verschwand und die deutschen Laute erschallten wieder auf beiden Rheinseiten, der Rhein wurde ein deutscher Strom von der Quelle bis zur Mündung und ist es im wesentlichen bis auf den heutigen Tag geblieben[7]).

Vom Jahre 413—437 saßen die Burgunder in der Pfalz. Diese waren dem Maine folgend bis Mainz gekommen, hatten nach dem Abzuge

---

[1]) S. Giesebrecht a. a. O. I, 41; Vierordt a. a. O. S. 16; Remling, Bischöfe I, 52.
[2]) S. Weiß a. a. O. S. 8 und Rudhart a. a. O. S. 86.
[3]) S. Vierordt a. a. O. S. 19; Görringer a. a. O. S. 51 ff.; Remling a. a. O. I, 70 f.
[4]) S. Vierordt a. a. O. S. 20 und Görringer a. a. O. S. 57.
[5]) S. Vierordt a. a. O. S. 100. — Weiß a. a. O. S. 8 sagt „am ersten Tage des Jahres 406", was unrichtig ist.
[6]) S. Giesebrecht a. a. O. I, 57 ff. und Vierordt a. a. O. S. 23.
[7]) S. Remling a. a. O. I, 71 ff. und Giesebrecht a. a. O. I, 58.

der Vandalen um das Jahr 409 sich dieser Stadt bemächtigt und breiteten in kurzem ihre Herrschaft bis Worms, Speier und schließlich bis zum Hagenauer Forste aus; Worms, die alte Hauptstadt der Vangionen, ward die Hauptstadt des neuen Burgunderreiches und das Land wurde Burgund (Burgond) genannt[1]). Die Alamannen waren weiter südlich nach dem Elsaß und der Schweiz gezogen.

Die Römer suchten wenigstens dem Namen nach ihre Herrschaft zu retten, und so überließ der weströmische Kaiser Honorius den Burgundern das Land unter römischer Oberhoheit mit der Bedingung, dasselbe für Rom zu verteidigen. Auch nahmen die Burgunder damals das römisch-katholische Christentum an, sieben Tage lang unterrichtete sie ein gallischer Bischof, worauf sie die alten Götter verließen und die Taufe empfingen; dadurch traten sie in nähere Beziehungen zu Rom, erhielten eine Stütze am weströmischen Reiche, den römischen Priestern und den zurückgekehrten römischen Bewohnern[2]).

Daß die Burgunder Worms zu ihrer Hauptstadt machten, beweist, daß der Schwerpunkt ihrer Macht auf der linken Rheinseite lag, wenn sie auch ihre Beziehungen zu der Odenwaldgegend, die sie vorher inne hatten, noch aufrecht erhielten. Noch heute hat sich die Erinnerung an das Burgunderreich in den Rheinlanden erhalten und das Nibelungenlied wird diese nie erlöschen lassen. An den sonnigen Abhängen der „Hart" hielten sich die Burgunder gerne auf; ins Gebirg zogen die Helden auf die Jagd, an den Drachenfels bei Dürkheim knüpfen sich jene herrlichen Sagen, auf der Höhe des Berges befindet sich die Drachenkammer, in welcher der Drache hauste, den Siegfried erlegte und in dessen Blut er sich badete, wodurch er sich unverwundbar machte bis auf die Stelle, auf welche ein Lindenblatt fiel; aus der Höhle entführte er den verderbenbringenden Schatz; dort ist der Siegfriedsbrunnen, an welchem der finstere Hagen den herrlichsten unter allen germanischen Helden erschlug[3]). Der Brunholdisstuhl bei Dürkheim, vom Volke „Krummholzer Stuhl" genannt, hat seinen Namen von der Burgunderkönigin Brunhilde, und der Chriemhildispil, ein Monolith am Peterskopf, erinnert an Siegfrieds Gemahlin[4]), und im Edenkobener Waldthale stand jene Schmiede, wo Jung Siegfried das Schmiedehandwerk erlernte, wo er den Amboß in den Grund schlug

---

[1]) S. Giesebrecht a. a. O. I, 58; Vierordt a. a. O. S. 101 ff.; Zeuß, die Deutschen, S. 468. Weiß (a. a. O. S. 9) nimmt als südliche Grenze des Burgunderreiches die Lauter an, ich entscheide mich für den einige Stunden südlicher gelegenen großen Hagenauer Forst, da dieser eher eine natürliche Grenze bildet als der kleine Lauterbach und auch später (seit 506) die Grenze zwischen alamannischem und fränkischem Gebiete war. — Vgl. das Nibelungenlied, dessen 6. Strophe also lautet: „Ze Wormze bî dem Rîne". In der 2. Strophe heißt es „in Burgonden". — Nach Virchow (im Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte v. 1886, S. 76) war der Ursitz der Burgundionen im Gebiete der Warthe und Netze.

[2]) S. Rettberg, Kirchengeschichte I, 255 und Rudhart a. a. O. S. 104 u. S. 205.

[3]) Vgl. das Nibelungenlied, übersetzt von Bartsch, Leipzig, Brockhaus 1880, 2. Aufl. Nr. 981 ff.

[4]) S. Wägner a. a. O. II, 142 und 144; Bavaria, Rheinpfalz, S. 607.

und von der letzten Eisenstange sich ein Schwert fertigte, mit dem er die Riesen und Drachen im Walde und im Felde schlug[1]).

Doch nur kurz war die Herrschaft der Burgunder in der Pfalz; sie hatten schwere Kämpfe mit ihren Nachbaren, den unbändigen Alamannen, zu bestehen sowie mit Horden der Hunnen, die schon damals über den Rhein ihre Raubzüge ausdehnten und der Neckarmündung gegenüber den Burgunderkönig Chundikar mit 10,000 seiner Mannen erschlugen im Jahre 437 n. Chr., und die Römer selbst stellten den Burgundern nach mit wälscher List und Tücke. So verließen sie denn von allen Seiten bedrängt auf Befehl des Aëtius die schönen Rheinlande und zogen nach den Gebirgen Sapaudiens (d. i. Savoyens), dem Lande westlich vom Jura und den Alpen, um das weitere Vordringen der Alamannen in der Schweiz zu hindern[2]). Dort haben die Burgunder ein blühendes Reich gegründet, welches fast ein Jahrhundert Bestand hatte, bis es dem übermächtigen Ansturm der Franken 534 erlag. Leider sind die Burgunder wie ein großer Teil der Franken bald verwälscht und haben so dem deutschen Namen mehr geschadet als genützt. Nur der Name Bourgogne erinnert noch heute daran, daß einst am Westabhange der Alpen im Thale der Saône das deutsche Volk der Burgunder geherrscht, und im Nibelungenlied lebt der Name dieses Volkes fort, und für jeden Kenner deutscher Geschichte und Sage wird stets ein eigener Zauber an den Namen „Burgunder" geknüpft sein.

f. Die Alamannenherrschaft 437—506 n. Chr.

Nach dem Abzuge der Burgunder besetzten die Alamannen[3]) die heutige Pfalz und Rheinhessen bis Mainz und Bingen[4]), auch Nemeta (Speier) ward eine alamannische Stadt[5]). Was noch an römisch-christlicher

---

[1]) S. Dr. M(ehlis) in der Palatina, Beiblatt der „Pfälzer Zeitung" von 1875, Nr. 41, S. 163. Leider gibt Dr. M. die bezügliche Quelle nicht an. — Vgl. Dahn, Walhall 1884, S. 312 und Uhlands herrliches Gedicht „Siegfrieds Schwert":

Und als er ging im finstern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.
„O Meister, lieber Meister mein,
Laß du mich deinen Gesellen sein,
Und lehre du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht."
Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt',
Er schlug den Amboß in den Grund.
Und von der letzten Eisenstang'
Macht' er ein Schwert, so breit und lang.
„Nun schlag' ich wie ein anderer Held
Die Riesen und Drachen im Wald und Feld".

Heute befinden sich im Edenkobener Thale drei Wappenschmieden, welche jedoch nicht vor dem 18. Jahrhundert erbaut wurden. Nach Schandein (Bavaria, Rheinpfalz, S. 283) trat Siegfried im Türkheimer Thale bei einem Waffenschmiede in Arbeit.

[2]) S. Vierordt a. a. O. S. 101 und Rudhart a. a. O. S. 105 und S. 195.

[3]) Die bewährtesten Handschriften der römischen Schriftsteller haben Alamanni. Das Wort bedeutet „allerlei Männer". Vgl. Creuzer a. a. O. S. 84. Auch Giesebrecht, Rudhart u. a. schreiben so.

[4]) S. Giesebrecht a. a. O. I, 61; Vierordt a. a. O. S. 101; Rudhart a. a. O. S. 105; Remling a. a. O. I, 74 ff.

[5]) S. Weiß a. a. O. S. 9.

Kultur übrig geblieben war, vernichtete dieses wilde heidnische Volk; denn die Alamannen waren in Folge ihrer beständigen Kämpfe mit den Römern die größten Feinde des römischen Namens geworden. Wer von den Burgundern zurückblieb, mußte Knechtsdienste verrichten.

An den Aufenthalt der Alamannen in der Pfalz erinnern die vielen Ortsnamen mit den alamannischen Endungen hofen, ingen und weiler[1]), und scheinen demnach auch Edenkoben und Vazzenhofen alamannische Niederlassungen gewesen zu sein. Die römischen Ortsnamen verschwanden fast alle, ein Beweis, daß die Alamannen ihr Werk der Vernichtung alles römischen Wesens gründlich besorgten; denn am zähesten erhalten sich fremde Benennungen, wenn oft alles andere längst vertilgt ist; aber nicht einmal Namen sollten an die römische Vergangenheit des Landes erinnern.

Kaum hatten die Alamannen von dem Lande Besitz genommen, da durchbrauste ein Sturm weit schrecklicher als alle früheren die schönen Rheinlande: Attila mit seinen Hunnen hatte den Rhein überschritten im Jahre 450 n. Chr., die Städte Straßburg, Speier, Worms und Mainz wurden gänzlich zerstört, in Speier soll Attila die Priester beim Gottesdienste überfallen und sie alle rings um den Hochaltar ermordet haben, so daß das Blut im ganzen Dome umherfloß[2]); die Alamannen mußten Heeresfolge leisten; brennend und mordend zogen die Hunnen durch die Pfalz über Metz bis Orleans, wo durch die vereinten Kräfte der Westgothen, Franken, Burgunder und Römer ihrem weiteren Vordringen ein Ziel gesetzt wurde. Um die Germanen nicht allzu mächtig werden zu lassen, ließen die hinterlistigen Römer nach der Schlacht auf den katalaunischen Gefilden 451 den Hunnenkönig seinen Rückzug ungestört ausführen, und dieser rächte sich auf seinem Wege, den er, wie es scheint, wieder durch die Pfalz nahm (nach gemachten Funden durch das Isenachthal bei Dürkheim), indem er das ganze Land zur Einöde machte; den Beinamen „Verwüster des Rheinstromes“ verdiente er mit Recht, wie er sich selbst die Geißel Gottes nannte[3]). Zum Glücke starb Attila schon 453, und mit seinem Tode zerfiel das gewaltige Reich der Hunnen, des rohesten unter allen Völkern.

Ungestört besaßen nun die Alamannen einige Jahrzehnte die Pfalz. Da sie jedoch als ein kühnes Reitervolk ihre Raubzüge bis an den Niederrhein ausdehnten, kamen sie mit den Franken in Berührung und besiegten den ripuarischen König Sigbert von Köln in einem Treffen bei Zülpich im Jülich'schen 496[4]). Schwer bedrängt wandten sich schließlich die ripua-

---

[1]) S. Mitt. d. hist. Ver. d. Pfalz XI, 52.

[2]) Nach Eysengrein, Chron. Spir.; jedoch fehlt die Angabe der Quelle.

[3]) S. Rudhart a. a. O. S. 106; Weiß a. a. O. S. 9; Vierordt a. a. O. S. 102; Görringer a. a. O. S. 63; Remling a. a. O. I, 73 f.

[4]) Dieses Treffen wurde bis in die neueste Zeit mit der für die Alamannen ungünstigen Entscheidungsschlacht bei Tolbiacum (?) verwechselt. S. Vierordt a. a. O. S. 104. Vgl. Friedrich Vogel in der hist. Zeitschrift v. Sybel v. 1886, S. 392. — Gregor von Tours schreibt (II, 37): Sygibertus pugnans contra Alamannos apud Tulbiacense oppidum, percussus in geniculo, claudicabat. Diese Mitteilung ist in die Erzählung von Chlodwigs Kampfe gegen die Westgothen eingefügt, und nimmt

rischen Franken an den stammverwandten und siegreichen König der salischen Franken, Chlodwig, um Hilfe. Dieser, ein Mann von scharfem Blicke und seltener Thatkraft, war nicht gewillt seine Stammesbrüder unter die alamannische Herrschaft kommen zu lassen, vielmehr hatte derselbe, nachdem er sein Reich im Süden bis zur Loire ausgedehnt, sein Augenmerk bereits auf die schönen Rheinlande im Osten gerichtet. Willkommen war ihm daher der Hilferuf der Ripuarier, die er durch seinen Beistand von sich abhängig machte und deren Könige er wenige Jahre darauf beseitigte, so daß er alleiniger König aller Franken ward, der Salier wie der Ripuarier. Mit seiner ganzen Streitmacht zog er gegen das bisher im ganzen unbesiegte Volk der Alamannen, und auch die letzteren hatten sich für den Zusammenstoß gerüstet, der ein furchtbarer werden mußte. Aus dem mittelrheinischen Schiefergebirge brach Chlodwig mit seinen sieggewohnten Schaaren hervor, drängte die Alamannen bis zu dem Punkte zurück, wo die Rheinebene ihre Richtung von Osten nach Süden ändert; noch weiter ohne Kampf zurückzuweichen und die herrlichen Gefilde dem verhaßten Gegner zu überlassen verbot den Alamannen ihr kriegerischer Sinn, und so kam es in der Gegend von Alzey zur Entscheidungsschlacht. Lange schwankte der Sieg, doch endlich neigte er sich auf die Seite der Alamannen; da in der höchsten Not soll nach der sagenhaften Erzählung des Gregor v. Tours[1]) der heidnische Frankenkönig, der sich von seinen Göttern verlassen glaubte, zum Christengotte gefleht, welchen seine fromme Gemahlin Clotilde anbetete, und gelobt haben im Falle des Sieges Christ zu werden; und wirklich trat alsbald für die Franken eine günstige Wendung ein. Der Alamannenkönig, welcher sich zu weit vorgewagt, fiel in der Schlacht und bestürzt über den Verlust ihres Führers sollen die Alamannen dem Chlodwig zugerufen haben: „Schone unser, wir sind dein!"[2]) Und Chlodwig ließ ab von fernerem Morden und schloß Frieden mit dem gedemütigten Volke. Die Entscheidungsschlacht fand nicht 496 statt, wie seither allgemein angenommen wurde, sondern 506, wie Friedrich Vogel in der historischen Zeitschrift von Sybel (v. 1886, S. 586 ff.) überzeugend nachweist. Tulbiacense oppidum[3]) nennt der Bischof Gregor von Tours (II, 37), der hundert Jahre später seine zehn Bücher fränkischer Geschichte schrieb, den Ort, wo der Ripuarierkönig Sigbert im Kampfe gegen die Alamannen verwundet wurde; ob dies zugleich der Ort der Schlacht ist, in der Chlodwig, von Sigbert unterstützt, die Alamannen gänzlich besiegte, sagt Gregor von Tours nicht ausdrücklich, doch scheint mir dies trotz Vogels entgegengesetzter Annahme sehr wahrscheinlich, da Gregor beifügt, daß für den in Folge seiner Verwundung (im Jahre 506) hinkenden Sigbert dessen Sohn

Vogel (a. a. O. S. 391) an, daß in dem bezeichneten Treffen nur (?) Ripuarier und Alamannen sich gegenüber standen.

[1]) S. Vogel a. a. O. S. 396.

[2]) Gregor. Turon. hist. franc. lib. II. c. 30: „Alamanni cum regem suum cernerent interemptum, Chlodovechi se dicionibus subdunt dicentes: Ne amplius, quaesumus, pereat populus: iam tui sumus.

[3]) Nach Georges (lat. Handwörterbuch, 7. Aufl. 1880) bedeutet oppidum einen befestigten Platz.

Chloderich den König Chlodwig in der Schlacht bei Vouglé (campus Vocladensis) gegen die Gothen im Jahre 507 unterstützte. Warum sollte der Ripuarierkönig, der so vieles von den Alamannen hatte leiden müssen, in dem entscheidenden Kampfe gegen dieses Volk dem Salierkönig, den er anrief, nicht zur Seite gestanden haben, während sein Sohn das Jahr darauf dem Chlodwig gegen die Gothen zu Hilfe kam! Bis in unser Jahrhundert herein haben fast alle Geschichtschreiber unter dem von Gregor angeführten Treffen die Entscheidungsschlacht gegen die Alamannen verstanden und das Tulbiacense oppidum (= Tolbiacum) für Zülpich bei Köln gehalten, so Christoph Lehmann in seiner Speierer Chronik (III. B. 3. Kap. S. 181), welcher von einer Schlacht bei Tolbiach, j. Zülpich, spricht; Johann Georg Lehmann in der Bavaria (Rheinpfalz, S. 608); Birnbaum in der Geschichte der Stadt Landau (S. 20); Frey in seiner Geschichte des k. b. Rheinkreises (I, 28); Häusser in seiner Geschichte der Rheinischen Pfalz (I, 8); Rudhart in seiner „Aeltesten Geschichte Bayerns" (S. 108). Auch die Volksschriftsteller Riehl (die Pfälzer, S. 99) und Christoph v. Schmid (die Apostel Deutschlands II, 7 f.) folgen der landläufigen Ansicht, doch fügt letzterer vorsichtig bei „zwischen Köln und Straßburg". Andere haben an Tholey gedacht, das nördlich von Saarbrücken gelegen ist; Schmidt (Hessische Geschichte II, 376) versteht Toul darunter; Laguille (Histoire de la province d'Alsace, Strassbourg 1727, p. 41) spricht sich für die Gegend von Straßburg aus; Görringer (Pirminius, S. 66) meint, die Schlacht habe vielleicht in der Pfalz oder im Elsaß stattgefunden; Weiß (a. a. O. S. 9) sagt „wahrscheinlich am Oberrhein" und Zeuß (die Deutschen, S. 322) „an den Ufern des Rheins, ohne Zweifel des Oberrheins". Remling (Bischöfe I, 77, Anm. 101) äußert sich also: „Dieses Zülpich liegt doch etwas zu tief im Ripuarierlande. Wir neigen uns sehr zur Ansicht, daß Tolbiacum das Dorf Albich[1]) an der nördlichen Grenze unserer Pfalz sei, wodurch auch die Bedenklichkeiten, welche gegen Zülpich erhoben werden können, beschwichtigt würden". Nach Mehlis (Ausgrabungen des hist. Vereines der Pfalz 1884/86, S. 72) fand die Schlacht „auf dem Wormazfelda" und zwar (nach Anm. 1) „entweder am Rheinübergange bei Mannheim oder bei Speier oder Worms" statt.

Bei Zülpich in den fernen niederrheinischen Landen kann die Schlacht, welche die Entscheidung über die Herrschaft am Oberrheine zwischen den beiden damals mächtigsten deutschen Stämmen für alle Folgezeit gebracht hat, unmöglich stattgefunden haben, und hätte nach Vogel (a. a. O. S. 391) der Name Tolbiacum (= Zülpich unweit Köln) nie mit Chlodwigs Sieg zusammengebracht werden sollen. Die Alamannen unternahmen ihre Streif- und Raubzüge an den Niederrhein nur mit einem Teile ihres Heeres, in der Entscheidungsschlacht dagegen standen die beiden Völker mit ihrer gesamten Streitmacht einander gegenüber; darum war der Kampf ein so heißer und erbitterter[2]), und darum waren die Folgen dieser einen Schlacht

[1]) Die richtige und heutige Schreibweise ist „Albig".

[2]) Cassiodorus (Variar. 2, 41) nennt das Volk der Alamannen ungestüm (acerrimus) und unzählbar (innumerabilis).

von so weittragender Bedeutung. Noch nie hat ein Volk, weil ihm ein Offensivstoß ins feindliche Land mißglückte, dem Sieger sofort sich gänzlich unterworfen, sondern erst wenn der Kampf auf heimischer Erde nach Erschöpfung der letzten Kraft ausgefochten ist, fügen sich die Völker fremder Gewalt. Und von den nie verzagenden Alamannen kann man dies sicher annehmen.

Zeuß (die Deutschen, S. 322), Weiß (a. a. O. S. 9) und Vogel (a. a. O. S. 391) bemerken richtig, daß die Schlacht „am Oberrhein" stattgefunden hat, nach Vogel „fern von jeder namhaften Oertlichkeit". In der vita S. Vedasti (ab Alcuino emendata, Boll. Febr. 1, 795) heißt es, in der Nähe der Ufer des Rheines sei der Zusammenstoß erfolgt (Regi circa ripas Rheni fluminis obviaverunt), und nach Unterwerfung der Alamannen sei Chlodwig über Tull nach Hause (Soissons) zurückgekehrt (Alemannis suae subiectis dicioni Rex ad patriam rediit... Venit autem ad Tullum oppidum). Das ist alles, was über den Ort der Schlacht überliefert wird. Derselbe läßt sich daher nicht mehr genau feststellen, nur im allgemeinen kann man die Gegend bezeichnen, wo aller Wahrscheinlichkeit nach die Franken und die Alamannen den Streit um die Vorherrschaft ausfochten, und scheinen mir für die Ansicht Remlings immer noch die meisten Gründe zu sprechen. Albig (lat. Albiacum) liegt zwei Kilometer nördlich von Alzey und ist heute die erste Eisenbahnstation auf der Strecke Alzey-Bingen und Alzey-Mainz, und führen demnach heute noch, wie in alter Zeit, die beiden wichtigsten von Norden her kommenden Verkehrswege über Albig nach Alzey[1]) weiter; dort konnten die Alamannen ihre Streitkräfte von Nordwesten und von Nordosten (besonders aus dem so wichtigem Mainz) an sich ziehen, und ihrem stürmischen Charakter entsprach es nicht allzuweit in ihr Land kampflos zurückzuweichen; bei Albig beginnt das Land eben zu werden und konnten die Alamannen ihre Reiterschaaren entfalten; auch liegt Albig nicht weit von den Ufern des Rheines (circa ripas Rheni), von Bingen ist es sechs, von Mainz acht und von Oppenheim am Rheine nur vier Stunden entfernt. Und die Möglichkeit ist immerhin vorhanden, daß Gregor von Tours mit dem Treffen, in welchem Sigbert verwundet wurde, die Entscheidungsschlacht gegen die Alamannen gemeint hat; dann darf man allerdings nicht Tulbiacense lesen, sondern es ist dafür Albiacense zu setzen, durch welche einfache Aenderung jede Schwierigkeit beseitigt wird.

Hier am Oberrhein, wo schon soviel Blut geflossen, ist auch jene für die Geschichte Deutschlands so überaus wichtige Entscheidung erfolgt: zum erstenmale gehorcht ein großer deutscher Volksstamm dem Könige eines anderen Stammes. Das war der Anfang der Einigung Deutschlands, der vereinten Kraft beider Stämme unterliegen unter Chlodwigs Nachfolgern die Bayern und unter Karl d. Gr. die Sachsen.

---

[1]) Ueber die Ableitung des Wortes Alzey (lat. Altiaia, vicus Altiaiensium = Altiaquensium) siehe Pfälzisches Museum von 1886, Nr. 9.

In Folge der unglücklichen Schlacht mußten die Alamannen das Gebiet, das sie vor 70 Jahren von den Burgundern gewonnen, an die salischen Franken herausgeben und sich mit dem Lande begnügen, welches sie im Jahre 407 in Besitz genommen; sie mußten außerdem die Oberhoheit der Franken anerkennen, mußten Heeresfolge leisten und Abgaben zahlen, wogegen sie ihre eigenen Gesetze, die später aufgezeichneten leges Alamannorum, behielten. Das selbständige Reich der Alamannen hatte sein Ende gefunden.

Ueber die Grenze des alamannischen und fränkischen Gebietes ist man so ziemlich einig; nur Schöpflin hält irriger Weise die Lauter bei Weißenburg für die alte Grenze des Elsasses, und Lang (Bayerns Gaue 1830, S. 131) irrt, wenn er bei Angabe der nördlichen Grenze des Wasgaues sagt: „Der terminus Alemanniae et Franciae war die Osa“; diese ist der heutige Oosbach bei Baden-Baden und liegt demnach auf der entgegengesetzten Seite des Rheines, wo sie allerdings die Grenze zwischen Alamannien und Franken bildete (vgl. Vierordt, Badische Gesch. S. 105). Dagegen bezeichnet Rudhart (a. a. O. S. 350 in Uebereinstimmung mit den Acta Academiae Palatinae, Tom. III. p. 255) die Sur (alamannisch für Sauer) als Grenze, und auf S. 433 nennt er als des Speiergaues südliche Grenze die Sur bei Selz und weiter westlich eine Linie zwischen dem Sur- und Selzbach; auf S. 109 spricht er von der „alten Grenze vom Elsaß“. Contzen (Bayerische Geschichte 1853, S. 267) gibt als die südliche Grenze des Speiergaues die Sur und die Matter bis zu ihrer Mündung bei Selz an. Wohlwill (a. a. O. S. 7) gibt fränkische Kolonisation im nördlichen Teile des Elsasses zu, besonders vom Hagenauer Forst an. Remling (Bischöfe I, 78) hält die Sur für die Grenze, ebenso Zeuß (die Deutschen, S. 324), Riehl (a. a. O. S. 99) und Häusser (a. a. O. I, 8); letzterer sagt (a. a. O. I, 17): „Der heilige Forst bei Hagenau, durch die Sur begrenzt, schied den Speiergau vom Elsaß, d. i. die fränkische von der alamannischen Bevölkerung.“ Auch Wundt und Rheinwald (Magazin für pfälzische Geschichte, I, 57 ff. und 417 ff.) sprechen sich für die Sur aus. Vierordt (a. a. O. S. 105) sagt, daß Chlodwig alles Land nördlich vom Hagenauer Forst und von der Mündung des Surbaches sich abtreten ließ, da die späteren Bistümer Speier und Straßburg diese Grenze hatten (vgl. Remling a. a. O. I, 107 f.). Gleichzeitige Nachrichten besitzen wir nicht, und deshalb können alle Behauptungen nur auf Wahrscheinlichkeit, nicht auf Wahrheit Anspruch erheben. Ph. Kasimir Heintz spricht sich in seinen Beiträgen zur Geschichte des bayerischen Rheinkreises von 1835 (S. 10) gleichfalls für die Sur aus, da in alter Zeit die Flüsse die Grenze gebildet hätten. Lehmann (Landau S. 5) hält den Selzbach für die Südgrenze des alten Speiergaues. An einen Punkt hat man bisher nicht gedacht: die sechzehn Haingeraiden, die unzweifelhaft fränkischen Ursprunges sind, erstrecken sich von Wanzenau (zwei Stunden nördlich von Straßburg) bis Dürkheim an der Hart (die 1. Geraide ist die von Wanzenau, die 2. die von Brumat,

die 3. der Hagenauer Forst, die 4. die Weißenburger); hieraus ist zu schließen, daß die fränkische Kolonisation sogar südlich über den Hagenauer Wald hinaus reichte; doch mögen Wanzenau und Brumat nur Vorposten gegen Straßburg gewesen sein, die mitten unter Alamannen ihre fränkische Art nicht bewahren konnten. Ich entscheide mich daher auch für die gewöhnliche Ansicht, daß der große Hagenauer Wald, welcher eine natürliche Grenze bildete, die fränkische Bevölkerung von der alamannischen schied, und daß die Sauer (fränk.) oder Sur (alam.), welche mitten durch den Hagenauer Forst fließt, frühzeitig als Grenze zwischen beiden Teilen festgesetzt wurde; nach Westen mag die alte Grenze mit der heutigen Grenze zwischen Lothringen und dem Elsaß zusammengefallen sein, da der lothringische Kreis Bitsch auffallender Weise soweit in das elsässische Gebiet herüberreicht. Später rückte die Grenze des Elsasses weiter nach Norden vor; im 14. Jahrhundert wird in einer Urkunde des Speierer Kreisarchives (v. J. 1315, Archivparcelle Zweibrücken, fasc. 257) die Selz, ein nördlicher Nebenfluß der Sauer, als Grenze des Elsasses bezeichnet (vgl. auch Remling a. a. O. I, 108 über die Grenze des Bistums Speier im Süden). Durch den Frieden von Nymwegen 1678 wurden der Hagenauer Forst (Reichswald) und die Reichsstädte Hagenau und Weißenburg französisch; die deutsch-französische Grenze lief von 1678 bis zur französischen Revolution nördlich vom Hagenauer Forst vorüber und berührte Teile 1. der Grafschaft Lichtenberg (wozu Wörth gehörte), 2. der Kurpfalz (Selz), 3. des Herzogtums Zweibrücken (Kleeburg), 4. des Bistums Speier (Lauterburg), 5. der Grafschaft Fleckenstein (Sulz). S. Hist. Atlas von Droysen, S. 41. Demnach gehörte das Land nördlich vom Hagenauer Forst von der Sauer bis zur Lauter (der heutige Kreis Weißenburg) nicht zum eigentlichen Elsaß, erst 1815 wurde durch den zweiten Pariser Frieden die Lauter von Weißenburg bis Lauterburg als Grenze zwischen Elsaß und der Pfalz festgesetzt[1]).

Doch die bei weitem wichtigste Folge der Schlacht war, daß die siegreichen Franken wie die besiegten Alamannen zum Christentum übertraten, und so christliche Sitte und Bildung in den Rheinlanden wieder Boden faßte. Die mannigfachsten Aenderungen sind seit jener Zeit eingetreten, aber das Christentum ist dem deutschen Volke verblieben.

g. Die Frankenherrschaft seit 506 n. Chr.

Nach der Niederlage der Alamannen scheint Chlodwig die Pfalz und das untere Elsaß durchzogen zu haben, da er über Toul nach seiner Residenz Soissons zurückkehrte[2]). Die tapferen Männer, welche den so folgenschweren Sieg errungen, verteilten das eroberte nördliche auf beiden Rheinseiten gelegene Alamannien unter sich; seitdem sitzt fränkische Bevölkerung nördlich vom Hagenauer Forst, der Murch, dem Oosbache

[1]) 1871 war Gelegenheit geboten, die alte fränkische Grenze wieder bis an den Hagenauer Forst vorzurücken und die Pfalz im Süden abzurunden, aber die geschichtlichen Gesichtspunkte waren damals nicht maßgebend.

[2]) S. die oben angeführte Stelle in der Vita S. Vedasti.

und im nördlichen Württemberg (um Calw, Leonberg u. s. w.). Bald war das schöne Land stark bevölkert und gut angebaut; die neuen Bewohner gehörten zum edelsten Stamme der Franken, den Saliern[1]), welche das salische Gesetz an den Oberrhein brachten[2]). Das Land wurde in Gaue eingeteilt, und die Hauptstadt des Speiergaues, der vom Rhein bis zur Wasserscheide des Hartgebirges und vom Hagenauer Forst bis an die Isenach reichte[3]), ward das alte Nemeta, welches die Franken nach dem Speierbache, an dessen Mündung es lag, Speier nannten[4]).

Von den Alamannen wanderten viele zu ihren Stammesgenossen nach Süden zurück; die zurückgebliebenen wurden zinspflichtige Unterthanen (Leibeigene) oder Knechte der Franken[5]). Aus beiden Stämmen entstand das Mischvolk der Pfälzer, dessen Kern fränkisch ist, das jedoch besonders südlich von der Queich viele alamannische Elemente in sich enthält; an der Sprache erkennt man dies noch heute, an das Schwäbische erinnert besonders, daß das Volk fast allgemein in der Pfalz „s" wie „sch" spricht. Eine wesentliche Verschiebung in der Bevölkerung ist seit dem 6. Jahrhundert nicht mehr eingetreten, selbst der 30jährige Krieg, welcher die Bewohner dezimierte, hat eine Aenderung hierin nicht hervorgebracht; später wanderten viele französische Hugenotten ein, doch verloren diese bald ihre Eigenart, und nur ihre französischen Namen erinnern noch an ihre fremde Herkunft. Von den heutigen Pfälzern gilt, was Häusser in seiner Geschichte der rheinischen Pfalz (II, 894) sagt, daß sie „von Natur ein kräftiger, reich begabter Zweig des fränkischen Stammes" sind.

Die erste Frage, die uns zu beschäftigen hat, ist die nach der Religion der Franken. Diese waren bis 506 größtenteils noch Heiden; erst als Chlodwig, durch seine katholische Gemahlin und durch politische Erwägungen bestimmt, am Weihnachtsfeste des Jahres 506 zum Christentum übertrat[6]), konnte dieses sich entschieden Bahn brechen; 3000 edle Franken sollen gleichzeitig mit ihrem König an Weihnachten 506 im Dome zu Rheims sich haben taufen lassen. Dieses Beispiel wirkte mächtig; auch soll Chlodwig geradezu alle Franken aufgefordert haben, den christlichen Glauben anzunehmen[7]). Der Eifer des neu bekehrten Frankenkönigs war

[1]) Der Name „Salier" wird abgeleitet von dem Flusse I-sala (Yssel), an welchem früher die Franken saßen.

[2]) S. Rudhart a. a. O. S. 629.

[3]) S. Remling, Bischöfe I, 108.

[4]) S. Weiß a. a. O. S. 10. — Beim Geographen von Ravenna kommt urkundlich zuerst im 6. Jahrhundert der Name Spira vor; daraus wurde im Laufe der Zeit Spire, Spîr, Spier, Speier und Speyer.

[5]) S. Vierordt a. a. O. S. 106; Rudhart a. a. O. S. 350; Intelligenzblatt des Rheinkreises v. 1819, S. 178.

[6]) Die Gemahlin (Clotilde, eine burgundische Prinzessin) und die Kinder Chlodwigs waren schon vorher christlich-katholisch. S. Gregor v. Tours, II, 29. — Der h. Remigius taufte den König mit den Worten (Greg. Tur. II, 31): Mitis depone colla, Sicamber, adora quod incendisti, incende quod adorasti. Vgl. Vogel a. a. O. S. 396. — Novus Constantinus wird Chlodwig von Gregor v. Tours (II, 31) genannt.

[7]) S. Remling a. a. O. I, 88. Vgl. Hertzog, Chronicon Alsatiae, p. 126; Bavaria, Rheinpfalz, S. 603. Gregor v. Tours (II, 31) berichtet: De exercitu baptizati sunt amplius tria millia.

groß; als er durch den h. Remigius von den Leiden Christi hörte, da rief er in seinen Taufkleidern aus: „Wäre ich mit meinen Franken dabei gewesen, ich hätte ihn gerächt.“[1]) Die christlichen Glaubensboten erhielten jegliche Unterstützung, und deshalb ward ihm der Titel „Allerchristlichster König“ zu teil, welchen seitdem alle Könige des Frankenreiches (Frankreichs) führten[2]).

In der Pfalz bemühten sich um die Verbreitung der christlichen Lehre der Bischof Rupert von Worms um 576[3]); der h. Disibod um 670[4]); der h. Pirminius, der Gründer des Klosters Hornbach, um 750[5]); letzteren besuchte der h. Bonifatius[6]) (Bischof seit 723, Erzbischof von Mainz 748(745?)—754), der mehrere Tage in Hornbach verweilte, ein Beweis, wie sehr Bonifatius um die Befestigung des Christentums in der Pfalz besorgt war. Um die Mitte des 8. Jahrhunderts schien das Christentum in den Rheinlanden so starke Wurzeln gefaßt zu haben, daß Bonifatius als viel beschäftigter Oberhirte Germaniens daran denken konnte, auch den heidnischen Friesen das Evangelium zu verkünden. Am günstigsten wirkte für die Befestigung der christlichen Kirche in der Pfalz die Stiftung des Bistums Speier um das Jahr 610[7]). Doch fehlte noch viel, bis das Frankenvolk innerlich für das Christentum gewonnen war; ja eine Zeitlang drohte sogar das Christentum wieder zu zerfallen und das Heidentum zurückzukehren[8]), wie ja die Reaktion in allen menschlichen Dingen nicht ausbleibt. Erst seit Karl dem Großen, welcher für die Bildung der Geistlichkeit alles Mögliche that, ist ein entschiedener Fortschritt in christlicher Sitte zu bemerken; er hat das Werk der Apostel Deutschlands vollendet und fest begründet[9]); selbst den Kirchengesang pflegte der große Kaiser, doch sollen die im Kriegsgeschrei geübten Franken in den Kirchen ganz schrecklich zusammengesungen haben.

Karl d. Gr. ließ die uralten deutschen Heldenlieder sammeln, allein der schwache Kaiser Ludwig der Fromme vernichtete die Sammlung seines großen Vaters, weil er von der Erhaltung dieser heidnischen Ueberreste Nachteile für das Christentum befürchtete. Ein unersetzlicher Verlust für die Kenntnis der Religion unserer Vorfahren!

---

[1]) S. Giesebrecht a. a. O. I, 79.

[2]) S. Birnbaum, Geschichte der Stadt und Bundesfestung Landau. 1830. S. 21.

[3]) S. Christoph v. Schmid, die Apostel Deutschlands, II, 163 ff.

[4]) S. Remling a. a. O. I, 94.

[5]) S. Görringer a. a. O. S. 398 und Chr. v. Schmid, die Apostel Deutschlands, III, 175 ff.

[6]) Ueber Bonifatius s. Hirschel, Geschichte der Stadt und des Bistums Mainz 1855, S. 14 ff. Vgl. Chr. v. Schmid, die Apostel Deutschlands, III, 84 ff. und 180. — Der Name Bonifatius ist nicht von bonus und facio, sondern von bonum fatum abzuleiten. Auch die Monumenta Germaniae (Tom. II.) schreiben „Vita S. Bonifatii“. Und Georges (Lat. Lex.) verlangt die gleiche Schreibweise „Bonifatius“.

[7]) S. Remling a. a. O. I, 102 ff.

[8]) S. Görringer a. a. O. S. 408. — Procop erzählt, daß die christlich gewordenen Franken die gothischen Kinder und Weiber schlachteten und die Leichname als Erstlingsopfer des Krieges in den Po stürzten; denn sie haben viele ihrer heidnischen Gebräuche beibehalten wie Menschenopfer. S. Allg. Zeit. 1886, Beil. S. 4523.

[9]) Vgl. Chr. v. Schmid, die Apostel Deutschlands, III, 215 ff.

Obwohl seit Einführung des Christentums fast 14 Jahrhunderte verstrichen sind, so haben sich doch aus der Zeit des Heidentums in unserem Volke noch Erinnerungen erhalten, die interessant genug sind, um ihrer hier zu gedenken. Um diese uralten Volkssagen zu verstehen, ist es nötig die Religion der heidnischen Germanen kurz zu berühren. Was sich von solchen Sagen erhalten hat, ist im wesentlichen auf die Alamannen zurückzuführen; ist ja auch heute noch der schwäbische Volksstamm der poetisch beanlagteste unter den deutschen, wie die vielen trefflichen schwäbischen Dichter (Schiller, Wieland, Uhland u. a.) beweisen; der Franke war nüchterner und praktischer, er überlieferte nur, was ihm der sinnige und gemütvolle Schwabe erzählte.

Als den höchsten Gott verehrten die Alamannen den Allvater Odin oder Wodan[1]. Im Walde und in Tempeln[2] verehrte man Wodan vor Einführung des Christentums, in den Wäldern opferte man ihm; denn „durch den Anblick hoher Bäume", sagt Grimm[3], „unter freiem Himmel muß das menschliche Gemüt zu größerer Andacht erhoben worden sein, als es innerhalb der kleinlichen von unmächtiger Hand hervorgebrachten Räume empfunden hätte. Die lang nachher eingetretene Vollendung eigentümlich deutscher Architektur, hat sie in ihren kühnsten Schöpfungen nicht eben gesucht die aufstrebenden Bäume des Waldes nachzuahmen? Die kindliche Einbildungskraft der Vorzeit stellte sich den Gott auf dem belaubten Wipfel eines heiligen Baumes thronend vor. In dem Wehen, unter dem Schatten uralter Bäume fühlte sich die Seele des Menschen von der Nähe waltender Gottheiten erfüllt." Wodan ist wie Zeus und Juppiter der Gott des Himmels oder des Lichtes, darum hat er nur ein Auge, weil am Himmel nur eine Sonne ist, das andere Auge aber hat er dem Riesen Mimir auf der Erde gegeben, um von ihm Weisheit und die Erkenntnis aller Dinge zu erlangen, und Mimir trinkt aus Odins Auge täglich die krystallene Flut[4]; darum erblickt man seit dieser Zeit, so oft die Sonne am Himmel scheint, in den Bächen, Flüssen und Seen eine zweite Sonne, das andere Auge des Odin. Sein Schlapphut ist die Wolke, die sein Auge beschattet, und sein blauer Mantel ist der gestirnte Himmel[5]. Der Odinskultus ist nach Dahn[6] ursprünglich ein Lichtkultus — eine Verehrung der Mächte des Lichtes (des Himmels, der Sonne, der Sterne, des Frühlings oder Sommers) — welcher allen indogermanischen Völkern gemeinsam ist[7].

---

1) S. Zeuß, die Deutschen, S. 21 f.; Görringer a. a. O. S. 309; Rudhart a. a. O. S. 645; Vierordt a. a. O. S. 41. — Tacitus sagt in seiner Germania (c. 39) mit Bezug auf den Waldkultus der Semnonen, des edelsten Stammes der Sueben: Ibi regnator ómnium deus.

2) S. Rudhart a. a. O. S. 645 und S. 647 f.

3) Deutsche Mythologie v. 1835, S. 41.

4) S. Wägner a. a. O. I, 94.

5) S. Wägner a. a. O. I, 79.

6) Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. 1881, I, 4 und Walhall, Kreuznach, Voigtländer 1884, S. 7.

7) Vgl. Caesar, bell. Gall. VI, 21: Germani deorum numero eos solos ducunt

Und ist es in finsteren Winternächten recht stürmisch, so ist es Wodan mit seinem wilden Heere, der von den Bergen und aus den Thälern hoch in den Lüften über die Ebene dahinzieht. „Der Sturm erhebt sich, er rast durch den Wald, und das wütende Heer, Wodans Heer, die wilde Jagd zieht vorbei. Gerüstete Männer, Frauen und Kinder, Grauhunde, Raben und Adler sind im Nachtgeleite des mächtigen Gottes; und er selbst, der König, allen voraus, stürmt hoch zu Roß über die zitternde Erde durch den dunkeln Forst. Uralte Tannen krachen und brechen, Felsen stürzen, die Berge beben in ihren Grundfesten; denn Siegvater zieht hinaus in die blutige Schlacht."[1]) Schön schildert Bechstein das wilde Heer also:

„Da drönt's wie Horngeschmetter tief in des Berges Kluft,
Da braust's wie Hagelwetter hoch oben in der Luft,
Da schallt ein lautes Heulen von Stimmen, dumpf und hell,
Bald wie der Schrei der Eulen, bald wie der Hunde Gebell.
Die dumpfen Hörner schallen weit über der Wälder Nacht,
Die Peitschenhiebe knallen, und Eich' und Fichte kracht.
Und will's im Osten tagen, und dämmert Morgenschein,
Da zieht das tolle Jagen all' ins Gebirg hinein."

Und dieser Glaube an das wilde Heer lebt heute noch im Volke fort, vom Teufelsberge (der in der heidnischen Zeit wahrscheinlich den Namen Wodans getragen hat) und aus dem Modenbacher Thale zieht dasselbe in stürmischen Winternächten über die Rheinebene zum Schwarzwalde hinüber; alte Leute von Weyher und Burrweiler erzählen davon und glauben fest daran, wie ich mich selbst überzeugt habe[2]). Auch Schandein berichtet hierüber in der Bavaria[3]): „Auf dem Burer Berge (Teufelsberge) treibt der Teufel sein Wesen. Dort liegen riesige Felsenblöcke kraus und bunt durcheinander, vielleicht die Trümmer einer von ihm zerstörten Stadt, oder ist ihm der Bau seiner eigenen Behausung mißglückt. Wenn der Wind so recht grausig aus dem sogenannten Teufelsloche durch die Mündung des Modenbacher Thales hervorstürmt und das schwarze Nachtgewölbe mit seinen unheimlichen Gestalten vor sich hertreibt, hört man allerlei gar wüste Stimmen in Geschrei und Gebelle: das sei das wilde Heer, das vom Teufelsberge herzieht. Zuweilen zeigt sich in der Tiefe des Thalgrundes ein irrendes Flämmchen." Es scheint, daß auch der Teufelsberg eine Verehrungsstätte Wodans gewesen ist. Die christliche Zeit machte aus Wodan den Teufel[4]).

Um die Furcht vor dem heidnischen Gott und seinem wütenden Heere zu besiegen, erbaute die christliche Zeit auf einem Vorsprunge des Teufelsberges die herrlich gelegene St. Annakapelle, zu welcher heute viel

---

quos cernunt et quorum aperte opibus iuvantur, Solem et Volcanum et Lunam; reliquos ne fama quidem acceperunt.

[1]) S. Wägner a. a. O. I, 76 und II, 141. Vgl. Dahn, Walhall 1884, S. 74 ff.

[2]) S. meine Abhandlung über den Hochberg im Pfälzischen Museum v. 1884, S. 74.

[3]) Rheinpfalz, S. 326. Vgl. August Becker a. a. O. S. 328 f. — Auch im Elsaß lebt der Glaube an den wilden Jäger fort. S. Wohlwill a. a. O. S. 6.

[4]) Vgl. Dahn, Walhall 1884, S. 70 ff.

gewallfahrt wird. Ueberhaupt war es das Bestreben der christlichen Priester — und der Papst Gregor der Große befahl das ausdrücklich in einem Brief an Melittus, den ersten Bischof von London[1]) —, an die heidnischen Vorstellungen und Gebräuche möglichst anzuknüpfen; allzu große Strenge gegen die Heiden oder Neubekehrten sei zu vermeiden; nur die Götzenbilder in den Tempeln sollten zerstört, die Tempel selbst aber in christliche Kirchen umgewandelt werden; so werde das Volk, wenn es sehe, daß man seine Tempel schone, zu den von Alters her gewohnten und stets für heilig gehaltenen Stätten herbeiströmen und den wahren Gott anbeten[2]).

Der in der Nähe bei Gleisweiler gelegene Orensberg (= Odensberg, r ist = d in der Volkssprache) trägt noch heute den Namen des germanischen Götterkönigs; er scheint demnach eine alte Verehrungsstätte Odins gewesen zu sein, und dort mögen die heidnischen Alamannen, die noch Menschenopfer hatten[3]), dem Gotte die gefangenen Feinde geschlachtet haben. Auf der Südseite befindet sich ein großer mehrere hundert Fuß gerade in die Höhe strebender Felsen, von welchem man eine herrliche Aussicht hat und auf welchem ein eisernes Geländer angebracht wurde. Oben auf dem Felsen befinden sich runde, schüsselförmige 1 Fuß breite und 5 Zoll tiefe Höhlungen mit ablaufenden Rinnen (wie sie der Teufelsstein bei Dürkheim hat); hier mögen die heidnischen Germanen dem Gotte ihre Opfer dargebracht haben[4]).

Der Name des germanischen Kriegsgottes Ziu, von dem „Dienstag" abgeleitet wird, soll nach einer Vermutung des Studierenden Eduard Bloch von hier in dem Namen des eine Stunde nördlich von Edenkoben liegenden Diedesfeld (= Ziusfeld, Diusfeld?) enthalten sein; das Feld des Diu sei das Marsfeld (= Martis campus) der Franken gewesen[5]), welches man fälschlich mit Märzfeld übersetzt habe.

An Freya (= Frigga, Odins Gemahlin, nach Wägner) erinnert ein Punkt an der Hochstraße in der Nähe des Schänzels, welcher im Volksmunde den Namen „Frobaum" führt. Fro ist nach Zeuß[6]) und Grimm[7]) = Freya, Frea (in der Volkssprache „Frä"), Frowa, Frauwa (= Frau). Ein alter Mann von St. Martin erinnert sich, daß dorthin früher Prozessionen gingen. Für mich ist kein Zweifel, daß an der Stelle früher ein der Göttin Freya geheiligter Baum stand.

Und daß unter dem Hochberg, welcher nach der Volkssage ganz voll Wasser ist, welches, wenn es losbräche, die ganze Rheinebene bis zu

[1]) S. Beda Venerab. hist. eccl. Anglor. I, 27.

[2]) S. Rudhart a. a. O. S. 661.

[3]) S. Remling, Bischöfe I, 75.

[4]) S. Aug. Becker a. a. O. S. 356.

[5]) Dann dürfte auch Maikammer von Maiae campus und nicht vom Maifelde der Franken seinen Namen haben. — Urkundlich wird das Dorf nach Frey (a. a. O. I, 249) zuerst 1201 „Dutinsfelt" genannt. — Bloch wird nächstens über die Namen Maikammer und Diedesfeld eine Abhandlung im „Pfälzischen Museum" veröffentlichen.

[6]) Die Deutschen S. 27.

[7]) Deutsche Mythologie S. 189. Nach Dahn, Walhall 1884, S. 112 ist Freyr (= Fro) der Sonnengott und Freya dessen Schwester. — Auf der bayerischen Generalstabskarte ist „Frohnbaum" eingezeichnet.

den Bergen hinan überschwemmen würde, eine der drei Wurzeln der Welt oder des Weltbaumes Yggdrasil sich befindet, glaube ich durch meine mythologische Studie über den Hochberg in Nr. 10 des „Pfälzischen Museums“ von 1884 nachgewiesen zu haben. Zur Ergänzung des dort Angeführten möge hier noch beigefügt werden, was Ritter v. Täuffenbach, der letzte kurpfälzische Oberschultheiß von Edenkoben, in einem Manuskripte von 1809 auf S. 18 erzählt: „Der sogenannte Hochberg, der große hohe Waldberg, lasset je zu Zeiten ein inneres Brummen und Saußen von sich hören; eine Vorbedeutung jedesmalen, wie man von jeher beobachtet hat, von einem darauf erfolgenden Regenwetter. Das in dieser Bergeshöhle verschlossene Element, welches dieses unterirdische Getöß verursachet, hat noch nicht erforschet werden können.“ Man sieht, Herr v. Täuffenbach mißt der Volkssage einige Bedeutung zu.

Auch über einen Brunnen in dem nahen Rhodt (der sich im Hofe des Philipp Gabriel Steigelmann befindet) erzählt sich das Volk Aehnliches wie über den Hochberg. Als man beim Graben dieses Brunnens einen Felsen in der Tiefe durchbohrte, da sei das unterirdisch dahin strömende Wasser mit furchtbarer Gewalt losgebrochen, und schnell habe man alles, was man zur Hand hatte, Steine, Holz, Geräte, hineingeworfen, und so sei es mit größter Mühe gelungen die Oeffnung zu dem Strome in der Tiefe zu schließen und das Wasser in seinem unterirdischen Bette wieder zu fesseln. Andere aber erzählen, es sei dies nicht gelungen, vielmehr seien Baumstämme, die man in den Brunnen geworfen, von den unter der Erde hinströmenden Wassermassen mit fortgerissen worden, und schließlich habe man das Wasser doch nicht zurückhalten können, und dieses habe die ganze Rheinebene überschwemmt. Aus dieser Sage ersieht man, daß selbst der gemeine Mann die Beobachtung machte, daß das Rheinthal in der Urzeit von einem großen See ausgefüllt war[1]).

Die Johannisfeuer, die alljährlich am ganzen Hartgebirge angezündet werden, erinnern an das altgermanische Fest der Sommersonnenwende.

Die heidnischen Alamannen waren die ärgsten Feinde der christlichen Religion[2]), was unzweifelhaft seinen Grund darin hatte, daß diese zugleich die Religion ihrer größten Feinde, der Römer, war. Doch nahmen auch sie nach ihrer Unterwerfung unter die Franken das Christentum an.

Die Verbindung des Germanentums mit dem Christentum — die wichtigste Folge des Sieges über die Alamannen — war ein auf Jahrhunderte hinaus wirkendes Ereignis, und beide haben dadurch gewonnen; die christlichen Lehren, von einem geistig und körperlich so gesunden Volke wie den Germanen aufgenommen, mußten die herrlichsten Früchte zeitigen.

---

[1]) Vgl. meine Abhandlung über den Hochberg a. a. O. S. 74. — Der Brunnen in Rhodt ist c. 35 Fuß tief, die Wassertiefe beträgt 13—14 Fuß; von ihm erzählen (30—40) alte Leute in Rhodt das oben erwähnte Ereignis, das eintrat, als derselbe im Anfang des 19. Jahrhunderts tiefer gegraben werden sollte. — Vgl. Riehl, die Pfälzer, S. 35.

[2]) S. Remling, Bischöfe I, 75.

Die Haingeraiden.[1])

Als die alten Deutschen die Rheinlande eroberten, haben sie auch die großen und schönen Waldungen des Hartgebirges in Besitz genommen und in der Art unter sich geteilt, daß mehrere innerhalb eines bestimmten Abschnittes liegende Gemeinden einen näher begrenzten Walddistrikt erhielten. Cäsar (bell. Gall. VI, 22) berichtet von den Germanen, daß die Einzelnen kein Privateigentum besaßen (neque quisquam agri modum certum aut fines habet proprios), sondern daß der ganze Grund und Boden Gemeindeeigentum und unter die Stämme, Gaue und Hundertschaften (Untergaue)[2]) geteilt war (gentibus cognationibusque hominum, qui una coierunt, quantum et quo loco visum est agri attribuunt). Auch zur Zeit des Tacitus stand es im ganzen noch ebenso; denn dieser schreibt: „Die Ländereien werden nach der Zahl der Bauern von der Gesamtheit abwechselnd in Besitz genommen, welche sie hierauf unter sich verteilen."[3]) Seit der Völkerwanderung hat sich die Institution des Privateigentums herausgebildet, die Wälder jedoch blieben Gemeindeeigentum; erst unter dem französischen Kaiserreich haben einzelne Geraiden wegen der unerträglichen Schuldenlast der Gemeinden einen Teil der Vorderwaldungen an Private verkauft.

Irrtümlich wäre es anzunehmen, daß die ungeheueren Waldungen des Hartgebirges Eigentum der Könige gewesen und daß einer derselben, etwa Dagobert I. oder II., diese den Geraiden geschenkt habe, wie dies der gemeine Mann bis auf den heutigen Tag glaubte[4]). Dies widerspricht allen Ueberlieferungen über die Besitzverhältnisse der alten Deutschen. Die Könige der Germanen erhielten bei Eroberungen einen Loosanteil wie jede Gaugenossenschaft oder Familie; das Recht über das Land nach ihrem Belieben zu verfügen hatten sie nicht und am allerwenigsten die Könige der Franken. Von Chlodwig, der doch die größten Verdienste um sein Volk hatte, berichtet Gregor von Tours, daß er einst nach einer gewonnenen Schlacht, als die Beute zur Verteilung gelangen sollte, von seinen Kriegern einen Krug im voraus sich erbat, der aus einer Kirche genommen und von dem Bischofe der betreffenden Kirche aufs dringendste zurückverlangt wurde; die Mitkämpfer (proeliatores) gewährten die Bitte des Königs, einer jedoch stellte sich auf den damals geltenden formellen Rechtsstandpunkt und sagte: „Du wirst nichts erhalten, außer was dir das Loos zuteilt." Und der König selbst hatte vorher dem Abgesandten des Bischofs gesagt:

---

[1]) An einer urkundlichen Geschichte der Geraiden mangelt es noch immer. Das Beste, was wir bis jetzt über dieselben besitzen, ist die populär gehaltene Schrift des k. Oberamtsrichters Kuby in Edenkoben: „König Dagobert und die Haingeraiden. 2 Teile. 71 S. und 84 S. Mietens, Edenkoben 1885."

[2]) S. Giesebrecht a. a. O. S. 5 ff. und Dahn, die Könige der Germanen, I, 3.

[3]) Tac. Germ. 26: Agri pro numero cultorum ab universis in vices occupantur, quos mox inter se partiuntur.

[4]) Die Geraidebauern behaupteten, daß ihnen spätere Kaiser und Könige wie Friedrich Barbarossa und Rudolf von Habsburg den Besitz des Waldes und ihre Gerechtsame bestätigt hätten. Vgl. Kuby a. a. O. II, 17.

„Ich werde die Forderung des Bischofs erfüllen, wenn ich den Krug durchs Loos erhalte."[1]) Aus dieser Erzählung geht unwiderleglich hervor, daß die Frankenkönige nicht einmal über einen Krug, geschweige über die wertvollen und herrlichen Hartgebirgswaldungen frei verfügen konnten; das wäre Absolutismus gewesen, welcher den Germanen völlig fremd war und erst später sich entwickelte, als die Könige auf gallischem Boden durch die Romanen mit der absoluten Herrschaft der römischen Kaiser näher bekannt wurden[2]). Es ist vielmehr als sicher anzunehmen, daß der König Chlodwig, welcher nur primus inter pares war, bei der Besitzergreifung des Landes einen Teil des Waldes unter dem Namen „Königswaldungen" erhielt, welche jedoch später großenteils in den Besitz der neu gegründeten Klöster Weißenburg im Elsaß und Klingenmünster übergingen[3]). Den bei weitem größten Teil sämmtlicher Waldungen verteilten die siegreichen und verdienten Kampfgefährten nach Loosen unter sich; im Kriege wie im Frieden standen die Genossen einer Hundertschaft (= Untergau) enge zusammen; gemeinsam hatten sie gestritten, gemeinsam war ihre Ansiedelung in der Nähe des Gebirges und gemeinsam ergriffen sie Besitz von den Waldungen des Hartgebirges[4]). Auch der Geschichtschreiber der deutschen Kaiserzeit spricht sich dahin aus, daß die Germanen nach der Völkerwanderung, wo sie nicht inmitten der Römer saßen, das eroberte Land wie in alter Zeit gleichmäßig verteilten[5]), und Görringer[6]) sagt, es sei das von jeher Sitte bei den Franken gewesen. Nach Janssen[7]) hatte jedes Dorf außer den geteilten Gütern noch eine ungeteilte oder gemeine Mark (Allgemeine, Allmeine, Allmende), bestehend aus Waldungen, Weiden, Wiesen, Heide, Moor u. dgl. Diese Feld- und Waldgemeinschaft stammte aus der alten deutschen Agrarverfassung her. An der gemeinen Mark hatte jeder seinen Anteil, der einen eigenen Herd besaß.

---

[1]) Hist. Franc. II, 27: De quadam ecclesia urceum mirae magnitudinis ac pulchritudinis hostes abstulerant. Episcopus autem ecclesiae illius missos ad regem dirigit poscens, ut urceum recipiat. Rex ait nuntio: Cum mihi vas illud sors dederit, quae papa poscit adimpleam. Dehinc adveniens Suessionas (Soissons) ait rex: Rogo vos, o fortissimi proeliatores, ut saltem mihi vas istud extra partem concedere non abnuatis. Illi aiunt: Quod tibi bene placitum videtur, facito. Unus cum voce magna elevatam bipennem (Axt) urceo impulit dicens: Nihil hinc accipies, nisi quae tibi sors vera largitur.

[2]) Nach der Allgemeinen Zeitung von 1887, Beiluge S. 4539, förderte die Kirche um den Preis der Rechtgläubigkeit den Absolutismus und führte die k. Gewalt auf den unmittelbaren Willen Gottes zurück. So sagte nach Gregor von Tours (II, 34) der Bischof Avitus zu König Gundobald: Es ist besser, das Volk folgt Deinem Worte als Du dem Volke. Denn Du bist das Haupt des Volkes, das Volk ist nicht Dein Haupt (satius est, ut populus sequatur fidem tuam, quam tu infirmitati faveas populari. Tu enim es caput populi, non populus caput tuum).

[3]) S. Bavaria, Rheinpfalz, S. 608 f. und Intellegenzblatt von 1819, S. 179.

[4]) Wahrscheinlich bestanden die Haingeraiden schon unter den Alamannen; denn der Wald muß doch auch unter ihnen jemand gehört haben. Die Franken knüpften so nur an das bereits Bestehende an. Alle deutschen Stämme hatten ähnliche Einrichtungen.

[5]) S. Giesebrecht a. a. O. I, 69.

[6]) A. a. S. 201.

[7]) Geschichte des deutschen Volkes I, 280.

Freilich fragt man, wie das Volk so zähe an der Ueberlieferung festhalten konnte, daß „der gute König Dagobert" den Gemeinden die Waldungen geschenkt, und dessen angebliches Testament „als ein wahres Evangelium verehrte"[1]. Dies läßt sich daraus erklären, daß Dagobert der am häufigsten vorkommende Name der Frankenkönige ist, man hat früher 5 Könige mit diesem Namen angenommen, die neuere Geschichtsforschung hat die Zahl derselben auf 3 beschränkt; Dagobert ist sonach der Repräsentant der merovingischen Frankenkönige; mit der Berufung auf den König Dagobert wollten die Geraidebauern nichts anderes ausdrücken als die Berufung auf ihr aus der ältesten Zeit stammendes Recht, sie wollten kundthun, daß sie schon zur Zeit des Königs Dagobert oder Chlodwig und mit Zustimmung der ersten Frankenkönige Besitzer des Waldes gewesen seien. Dagobert I. ließ bekanntlich die Gesetze der deutschen Stämme sammeln und in lateinischer Sprache aufzeichnen[2], und so mußten auch die Haingeraideordnungen von ihm herrühren. Dagobert II., der sich in den Rheinlanden viel und gerne aufhielt, wurde von der Kirche unter die Heiligen aufgenommen, und so wurde dieser Name populär wie kein zweiter, Heiligenbilder von ihm wurden an vielen Orten, besonders an Waldwegen aufgestellt[3], er wurde der Schutzheilige der Haingeraiden und beim Volke der Repräsentant jener ältesten Frankenzeit; alle alten Einrichtungen, deren Urheber man nicht genau kannte, wurden auf den „guten König Dagobert" zurückgeführt, zwischen einem ersten und zweiten Dagobert wurde nicht mehr unterschieden. Die Kirche hatte ein Interesse daran, daß der von ihr unter die Heiligen Aufgenommene auch beim Volke Verehrung genoß, und am ehesten wurde dies ermöglicht, wenn die Gemeinden in dem heiligen Dagobert zugleich den Geschenkgeber der Waldungen verehrten. Heiligenbilder von Dagobert gab es früher sehr viele, und obwohl die Reformation und die Revolution viele derselben beseitigten, so gibt es deren selbst heute noch manche[4]. Zu der Volkssage mag auch der Umstand Anlaß gegeben haben, daß die Frankenkönige und ihre Gaugrafen bei Streitigkeiten der Geraidegenossen unter sich und mit anderen eingriffen und den alten Besitzstand der Gemeinden bestätigten; unter den späteren Merovingern wurden die Zustände sehr unsicher, und besonders

[1] S. Bavaria, Rheinpfalz, S. 305.

[2] Nach Contzen (Bayerische Geschichte 1853, S. 207) ist am wahrscheinlichsten in der Zeit des Königs Dagobert I. die lex Baiuvariorum wie die lex Alamannorum abgefaßt; auch die lex salica wie die lex Ribuaria (Ripuariorum) wurde von Dagobert (628—638) revidiert. S. Contzen a. a. O. S. 204.

[3] Nach Lehmann (Bavaria, Rheinpfalz, S. 610) wurden diese Statuetten vielleicht auch bei gerichtlichen Verhandlungen auf den Geraidestühlen verwendet.

[4] Oberamtsrichter Kuby in Edenkoben gelangte 1884 in den Besitz eines solchen, das noch im Anfang des 19. Jahrhunderts in dem Gehäuse eines Bildstockes hinter Weyher am Eingang in die Waldungen der 3. Geraide gestanden. S. Kuby a. a. O. I, 68 und Gegenwart (Anzeiger für den Bezirk Edenkoben) 1884, Nr. 272. Albers (König Dagobert in Geschichte, Legende und Sage. Bönninger, Worms 1882, S. 33) meint, daß Dagobert I. der Held der Sage sei; allein die Ausführungen Kuby's (a. a. O. II, 69), daß in Dagobert II. der „gute König" der Pfälzer und des östlichen Frankenreiches zu erkennen ist, verdienen alle Beachtung und wirken überzeugend.

die Kirche strebte nach mächtigem Grundbesitz und suchte auch von den Geraiden einen Teil zu erlangen, und so blieb der Konflikt mit den Gemeinden nicht aus. Es ist leicht möglich, daß von einem oder mehreren Königen Dagobert eine oder mehrere Urkunden existierten, die sich auf die Haingeraiden bezogen; aber Eigentümer des Waldes waren die freien Frankengemeinden schon von der ersten Besitznahme des Landes (506) an, welche Annahme viel einfacher und natürlicher ist als die, daß die Franken erst über hundert Jahre später unter Dagobert I. (628—638), als bereits der Absolutismus seine Blüten trieb, freie Besitzer der ungeheueren Waldungen durch ein königliches Gnadengeschenk wurden. Gegen eine so totale Umwälzung eines mehr als 100jährigen Besitzstandes würden Adel und Geistlichkeit mit aller Entschiedenheit eingetreten sein, wie diese beiden Stände auch später die Rechte der Bauern vielfach, wenn auch erfolglos, anfochten. Uebrigens führen beide Annahmen zum nämlichen Ergebnis: die Bauern sind die Besitzer der Geraiden seit der merovingischen Königszeit.

Da es schwierig ist, über die dunklen Zeiten der dauernden Ansiedlung deutscher Stämme Licht zu verbreiten, so kann es nicht wunder nehmen, daß die Ansichten der Geschichtschreiber über den Ursprung der Haingeraiden weit auseinandergehen und vielfach einander entgegengesetzt sind. Schon der treffliche Fr. P. Wundt[1]), Universitätsprofessor der Geschichte in Heidelberg (1804—1807)[2]), erklärt mit Bestimmtheit das unter dem Namen Dagoberts II. ausgefertigte Testament für unrichtig und bekundet damit mehr Scharfsinn als mancher der neueren Forscher, welchen bei weitem bessere Hilfsmittel zur Verfügung stehen. Das Intellegenzblatt des Rheinkreises von 1819 (S. 177 f.) nimmt eine ursprüngliche gemeinschaftliche Besitzergreifung oder eine ursprüngliche Verleihung an (bei den Germanen konnte nur ersteres der Fall sein!); es führt „die Waldgemeinschaften auf die Zeit zurück, wo deutsche Völkerschaften sich um die Zeit Julius Cäsars in diesem Lande festsetzten"[3]). Mit der Herrschaft der Franken (S. 178 f.) seien die Waldungen größtenteils dem k. Fiskus anheimgefallen, aber von dem Holzgenuß seien die Bewohner nicht ganz ausgeschlossen gewesen. Gründe für seine Behauptungen führt der Verfasser, Regierungsrat Löw, nicht an. Aus der Thatsache, daß Dagobert I. an die neugegründeten Klöster Weißenburg und Blidenfeld (= Blüthenfeld, das heutige Klingenmünster) Waldungen schenkte, will Löw schließen (S. 179), daß die Könige über die Geraiden verfügen konnten; nach der Zeit Dagoberts I. hätten die Könige nicht mehr über die Geraiden „disponiert". Doch es ist anzunehmen, daß auch die Könige vor Dagobert I. nicht über die Geraiden „disponierten", und die Schenkungen an die beiden Klöster sind sehr leicht durch die obige Annahme von „Königswaldungen" zu erklären. Auch erscheint es nicht glaubhaft, daß ein König mit einemmale die sämtlichen königlichen oder Staatswaldungen an Gemeinden verschenkt,

[1]) Entwurf der allg. rheinpfälzischen Landesgeschichte, 1793, S. 12.
[2]) S. Hintzelmann, Almanach der Universität Heidelberg für das Jubiläumsjahr 1886.
[3]) Das Intellegenzblatt des Rheinkreises von 1827 (S. 288) setzt die Entstehung der Geraiden in das erste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung.

da öftere, wenn auch kleinere Schenkungen eher das Volk auf die Dauer gewinnen und in der Geschichte die Regel bilden. August Becker (a. a. O. S. 340 f.) folgt im wesentlichen den Intellegenzblättern und hält die Haingeraidegenossenschaften für ein urgermanisches Rechtsinstitut, er setzt ihren Ursprung in die Zeit der ersten germanischen Ansiedelungen am linken Rheinufer schon vor Christi Geburt oder doch in die Alamannenzeit (S. 343); bereits die Nemeter hätten hier ihre heiligen Haine gehabt und hätten die Waldberge nach deutschem Brauch unter sich verteilt (S. 343). Dagegen hält er die fränkischen Geraiden für den wichtigsten Bestandteil des „königlichen Forstes Vosegus" (S. 341); auch Becker scheint demnach an die Dagobert'sche Schenkung zu glauben (vgl. S. 350).

Ebenso steht Görringer (a. a. O. S. 303) unter dem Einfluß der Intellegenzblätter und hält den Vosegus für einen „gebannten Königsforst" (foresta dominica, silva regia), welchen die Könige stückweise verschenkten, bis schließlich nur noch der „große Reichswald" bei Kaiserslautern übrig geblieben sei; Beweise für seine Ansicht führt auch Görringer nicht an. Auf S. 213 spricht er von einer Sage, derzufolge König Dagobert den Bewohnern die Wälder zur gemeinschaftlichen Benutzung überlassen habe, und bezweifelt es sehr, daß die Schenkung wirklich von Dagobert II. herrühre, da die Verleihungsurkunde weder im Original noch in Abschrift vorhanden sei. Görringer widerspricht sich selbst, da er oben Schenkungen annimmt und unten die Schenkung Dagoberts wieder bezweifelt.

Der bayerische Geschichtschreiber Rudhart (a. a. O. S. 639) spricht sich dahin aus, daß Wälder von bedeutendem Umfang demjenigen gehörten, der sie besetzte und Teile derselben ausrodete, überhaupt sich in ihrem Besitze zu behaupten vermochte. Die Zahl der Privat- oder Gemeindewaldungen sei beträchtlicher gewesen als die der Könige. Zur Sicherung solchen Eigentums habe man sich königliche Bestätigungen erwirkt, um dasselbe ungestört besitzen zu können. Diese Ansichten Rudharts halte ich für sehr zutreffend und möchte ich daher auf die vorderpfälzischen Haingeraiden anwenden. So erscheint der Kern der pfälzischen Volkssage als richtig und läßt sich retten für alle Zeiten, wenn wir annehmen, daß wirklich ein König Dagobert, vielleicht der II., der Heilige, den Bauern den Besitz der Geraiden bestätigte. Allein im Widerspruche mit Obigem hält Rudhart (auf S. 640) den Biwalt (= Bienwald) und die Geraiden im Speiergau für königliche Forsten; auch er steht unter dem Banne der Intellegenzblätter.

Der elsässische Pfarrer Heitz nimmt an, daß die Geraiden schon zur Zeit der Gründung des Stifts Weißenburg (623) bestanden, demnach vor der Regierung Dagoberts, womit ich übereinstimme. S. Stöbers Alsatia 1873.

Der pfälzische Geschichtschreiber Lehmann (Bavaria, Rheinpfalz, S. 609) glaubt an die Dagobertische Schenkung (Bestätigung?!) und meint, daß sich die betreffende Urkunde zuverlässig unter den ältesten Dokumenten der Abtei Weißenburg finde, wenn einmal irgend ein Zufall

dieselben entdecke und an's Licht bringe. Eine solche Schenkungsurkunde ist uns überliefert, aber sie ist nach Heitz (S. Stöbers Alsatia 1873, S. 214) wie so viele andere das Machwerk eines Abtes oder Mönches, der die verlorene Original-Urkunde ersetzen wollte. Auch schließt Lehmann (den Intellegenzblättern folgend) aus den Waldschenkungen Dagoberts an die Klöster Weißenburg und Klingenmünster, daß dem Könige als Staatsoberhaupt das Verfügungsrecht über die Geraiden zustand, was wir oben bereits widerlegt haben.

Mehlis (Studien I, 54) vergleicht die Einrichtung der Haingeraiden, die er als Waldschutzverbände bezeichnet (welcher Begriff zu wenig umfassend ist), mit der Institution des ager publicus.

Auch Kuby (a. a. O. II, 5 ff.) tritt für die Tradition ein, die Waldungen seien am Anfang der fränkischen Herrschaft, soweit sie nicht Königswaldungen geworden, noch nicht in den Besitz von Einzelnen oder Gemeinden übergegangen, sondern res publicae gewesen, d. i. ein Gegenstand der freien Benützung für jeden[1]), was den Königen nur erleichtert habe, einen Teil selbst in Besitz zu nehmen oder zu gunsten anderer freigebig zu verfügen. Es mag sein, daß die Könige solche Versuche machten, aber das Recht dazu hatten sie nicht, seitdem die Franken das eroberte Land mit allen Wäldern unter sich geteilt. Doch darin möchte ich Kuby (S. 9) zustimmen, daß seit Dagobert II. (Dagobert V. bei Beyerlin mag für II. verschrieben sein) die Gemeinden in dem geordneten und bleibenden Besitz der Haingeraiden sich befinden, aber die Tradition, daß der Besitzstand der Gemeinden an Waldungen überhaupt erst von Dagobert II. herrühre, kann ich nicht für richtig halten. Die Volkssage hat fast immer einen geschichtlichen Hintergrund, und so ist es auch mit der Sage vom „guten König Dagobert"; um so zäher hielten die Bauern an der Ueberlieferung fest, als Versuche gemacht wurden, ihren uralten Besitzstand zu schmälern.

Der Volksglaube von einem Testamente des Königs Dagobert erhielt eine Grundlage durch das Manuskript des Magister Jakob (in manchen Büchern heißt es Jodocus) Beyerlin (auch Beuerlin geschrieben, aber nicht Bayerlin; lat. Beverlinus). Dieser war im 16. Jahrhundert[2]) 14 Jahre lang Kirchendiener in Rhodt[3]), dann kurpfälzischer Amtsschreiber in Weingarten oder Schwegenheim[4]), und sammelte alles, was über den guten

[1]) Auch später erhielten die Geraidegenossen das nötige Bau-, Brenn- und Werkholz und verfügten gemeinschaftlich über das zur Urbarmachung geeignete Land. S. Stöbers Alsatia 1868—1872, S. 228.

[2]) S. Lehmann, Burgen II, 102. — Albers (a. a. O. S. 32) behauptet, Jakob Beyerlin habe um die Mitte des 17. Jahrhunderts sein Opus geschrieben, was der Angabe des quellenkundigen Lehmann widerspricht. Beyerlin schrieb gegen Ende des 16. Jahrhunderts. — Auch in der Bavaria (Rheinpfalz, S. 305) schreibt Schandein unrichtig „17. Jahrhundert".

[3]) In dem Manuskript Beyerlins findet sich die Schreibweise „Rodt", Lehmann schreibt „Roth". — Das alte Erothincheim ist = Gerodetes Heim oder Hain; daher ist die Schreibweise „Rodt" richtig.

[4]) S. Lehmann, Burgen II, 102. Aug. Becker a. a. O. S. 349; Bavaria, Rheinpfalz, S. 305; Kuby a. a. O. I, 6 und II, 7. — Der Sohn Beyerlins hieß

König Dagobert im Volke geredet ward und in Büchern geschrieben war, und machte daraus eine Art Chronik über den König Dagobert von Kleinfrankreich (= Austrasien)[1]; er behauptete, er habe das Manuskript des kgl. Testamentes in dem corpus Antiquitatum Austrasiae des Jodocus Sabellinus, der Konstabel (= constabularius) bei Karl d. Gr. war, und des Georg Gödelmann, der 1320 Kanzler des Kaisers Ludwig des Bayern gewesen sein soll, aufgefunden[2]. Niedergeschrieben sei das Testament von Dagoberts Geheimschreiber Ernfriedus Morolinus, und sei dasselbe dem Abt von Weißenburg zur Verwahrung eingehändigt worden, der „es dann In des GottesHauß Sacristey in Einer Eiserer Archa (soll heißen arca!) Verwahret"[3].

Beyerlins Manuskript galt bei den Bauern bis zur Auflösung der Haingeraiden in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts als die treueste Abschrift des Testamentes von König Dagobert und es kursierten eine Menge von Abschriften von demselben, gedruckt wurde dasselbe nur einmal und zwar fehlerhaft im 18. Jahrhundert zu „Hahnhoffen (d. i. Hanhofen bei Speier, aber nicht Hannover) bei Georg Paul Hoof"[4]. In diesem Manuskript sind die Satzungen und Ordnungen der Haingeraiden, wie sie zu Beyerlin's Zeit Geltung hatten, aufgeführt, sogar die Bestimmungen über Loochsteine, Loochaxt, Jagd, Beholzigung, Zentschultheißen, Waldmeister, Schöffen, Büttel, Waldknechte werden ohne weiteres auf „König Dagobert V." zurückgeführt[5]. Allein es ist offenbar, daß die verschiedenen Wald-

gleichfalls Jakob und war kurpfälzischer Schuldiener und zuletzt erblindeter Spitalpfründner zu Germersheim um das Jahr 1618. S. Lehmann, Burgen II, 102.

[1]) Die Chronik ist fortgeführt bis zum Jahre 1613.

[2]) Albers (a. a. O. S. 25 f.) schreibt fehlerhaft „hortus Antiq. Austras." — Nach Lamey (Vorrede zum 3. Bande des codex Laureshamensis) benützte Beyerlin die Papiere Agricola's, des Geheimschreibers des Kaisers Ruprecht, Agricola dagegen hatte aus dem corpus antiquitatum des Jodocus Sabellinus von Weißenburg geschöpft. Dieses corpus ging durch den Tübinger Pfalzgrafen Gotho im J. 1412 in den Besitz des Württembergischen Kanzlers Moritz Feßler über.

[3]) S. Manuskript von Beyerlin, S. 5. — Auf S. 7 f. heißt es: „Welches Testament noch zu Weißenburg in des Apts gewaldt In des Gottes Hauß Sacristey in Einer Eysern Sarch verwahrlich ufgehalten wirdt."

[4]) Es wäre zu wünschen, daß einmal ein korrekter Abdruck dieses in der Geschichte der Pfalz so viel genannten und citierten Manuskriptes von Beyerlin veranstaltet würde, vielleicht unterzieht sich der historische Verein der Pfalz dieser verdienstvollen Aufgabe. Die meisten Manuskripte sind unvollständig und fehlerhaft; von dem (nun verstorbenen) pfälzischen Geschichtschreiber Pfarrer Lehmann in Nußdorf erhielt ich ein sehr schönes und gutes Exemplar, welches den Titel führt: „Jacobi Beyerlins Klein Frankreichs Beschreibung".

[5]) Geschichtlich nachweisbar sind nur Dagobert I. 628—638, Dagobert II. 656—678(680) und Dagobert III. 711—715. — Dagegen heißt es auf S. 26 des Manuskriptes: „Anno Domini 666. Hat Dagobertus quintus der mächtige König zu Klein Frankreich Ihro groß Privilegia gegeben." Vgl. S. 49. — Unterzeichnet ist als Zeuge des Testamentes Riphman, Herr zu Rippurg (= Rietburg); allein diese ist erst zwischen 1200—1204 erbaut (s. Lehmann, Burgen II, 263), und vorher hieß das Rittergeschlecht von Riet, und wurde dieses erst im 12. Jahrhundert in Urkunden genannt, demnach konnte ein Herr v. Rippurg nicht schon im 7. Jahrhundert das Testament des Königs Dagobert unterzeichnet haben. — Auf S. 49 heißt es: „Anno Domini 393, da Gangolf, der Letzte Herr zu Rippurg, ohne Kinder starb."

ordnungen aus viel späterer Zeit stammen[1]) und durch den Drang der Umstände hervorgerufen wurden, ohne sie wäre der Ruin der herrlichen Gebirgswaldungen sicher gewesen[2]). Im übrigen enthält das Manuskript von Beyerlin über die Geschichte der Pfalz ganz ungeheuerliche Dinge, ein Beweis dafür, daß das Volk, welches einem solchen Unsinn Glauben schenkte und durch zahlreiche Abschriften Verbreitung verschaffte, nicht die geringsten geschichtlichen Kenntnisse besaß. Die Urteile der Geschichtschreiber sind deshalb über Beyerlins Machwerk mit Recht sehr herb. Regierungsrat Widder[3]) nennt es eine „geschichtswidrige Handschrift" und ein „dem gemeinen Pöbel hochgepriesenes Manuskript". Hofrat Lamey urteilt darüber in der schärfsten Weise in der Vorrede zum III. Bande des codex Laureshamensis also: Liber parvae molis est, at nugarum et mendaciorum plenus, monstrum historicum, quo vix aliud deformius, ut mirum sit, viros oculatos eo seduci turpissime potuisse. — Ebenso erklärt Schöpflin (Alsat. ill. I, 653) das Manuskript für unglaubwürdig. — Albers (a. a. O. S. 25) sagt: „Mit dem angeblichen Testamente Dagoberts I. sieht es sehr sagenhaft aus." Nicht minder scharf ist das Urteil von J. G. Lehmann[4]), der sich also äußert: „In diesem abenteuerlichen und ergötzlichen Machwerke, das unsere gutmütigen Voreltern als unbezweifelte Wahrheit sehr hoch hielten und die Abschriften desselben noch mit ihrem guten Gelde bezahlen mußten, enthält jeder Satz eine Lüge." Uebrigens ganz wertlos ist das Manuskript Beyerlins nicht, da es uns die in jener Zeit zu Recht bestehenden Waldordnungen überliefert, seine geschichtlichen Mitteilungen freilich sind mehr als fabelhaft.

Doch wenn das angebliche Testament des Königs Dagobert, worauf sich die Geraidebauern stützten, eine Fälschung gröbster Art war, so standen nichts desto weniger die Waldrechte der Gemeinden unbezweifelt fest; „Possession von 1100 Jahren", sagt Schultheiß Eberhard von Rhodt, „kann wider alle Anfäll wahren."[5]) In den Haingeraideordnungen erhielt sich ein Stück altgermanischer Freiheit, und während der freie Bauernstand in immer größere Bedrängnis geriet und die Zahl der Freien in Folge der vielen Kriege und staatlichen und kirchlichen Druckes in der bedenklichsten Weise zusammenschmolz, ja schließlich fast alle leibeigen wurden, so wahrten sich die Bauern am Hartgebirge durch alle Jahrhunderte hindurch das Recht der Selbstverwaltung in ihren Haingeraiden, die eine größere Zahl von Gemeinden zu einem Bunde vereinten und dadurch den Blick über die engen lokalen Grenzen hinaus auf das größere Ganze lenkten; die einzelnen Ortschaften gehörten nicht selten verschiedenen Landesherren an, aber geeint waren sie in den Geraiden, welche ein gemeinsames Band um die sonst getrennten Bewohner knüpften; in seinen Wäldern wenigstens war der Bauer frei, hier hatte er das Recht der Gesetzgebung

[1]) Vgl. Rudhart a. a. O. S. 368.
[2]) Vgl. Kuby a. a. O. II, 25.
[3]) A. a. O. II, 237.
[4]) Burgen II, 103.
[5]) Kuby a. a. O. II, 11.

und der Verwaltung, schwere Strafen verhängte er über die Waldfrevler; Beschwerden sollten nur vor den Geraidestuhl gebracht werden, doch war auch in früheren Zeiten wenigstens die Berufung an das kaiserliche Gaugericht auf dem Lutramsforst gestattet[1]), aber selten wurde von diesem Rechte Gebrauch gemacht; in seinen Wäldern erkannte der stolze vorderpfälzische Bauer keinen andern Herrn über sich an als Kaiser und Reich[2]). Der freie und praktische Sinn, der heute noch die Bewohner am Hartgebirge auszeichnet, ist nicht zum wenigsten eine Folge der alten Freiheit in der Verwaltung der Geraiden; dadurch lernten die Bauern zugleich die Schwierigkeiten der Selbstverwaltung kennen und waren deshalb gerechter in der Beurteilung der Handlungen ihrer Regierungen, und der Sinn für Ordnung und Gesetzmäßigkeit ward dadurch mächtig gefördert.

Hier soll auch das eine Stelle finden, was der letzte kurpfälzische Oberschultheiß von Edenkoben, Rat Ritter v. Täuffenbach, ein für jene Zeit nicht unkundiger Mann, in einem Manuskripte über Edenkoben vom J. 1809 auf S. 19 f. bezüglich der Geraiden schreibt; da damals die Geraiden noch bestanden, so hat das Aufgezeichnete besonderen Wert, indem es die Ansichten jener Zeit widerspiegelt. Täuffenbach äußert sich also: „Uebrigens soll diese geraide ungefähr in dem J: 666 mit all ihrem Zugehör und freyen Benutzungen, Recht und gerechtigkeiten für eigenthumlich alß eine Schankung von dem austrasischen König Dagobert II. abgetretten worden seyn und zwar Vermög seines Testaments an die darin benannte dazu gehörige gemeinden. Das ist eine uralte Tradition, und Niemand wird sich wagen, anders zu sagen oder in der geraiden-Genossenschaft nur einen Zweifel daran blicken zu lassen. Von dem original dieses Testaments ist zwar noch nichts in Vorschein gekommen, nichts destoweniger aber finden sich Viele Abschriften Von einer solchen Vermächtnisse in den Händen der gemeindsLeuten, welche darauf wie auf ein Evangelium Vesthalten. Nichts destoweniger ist gewiß und dem mindesten Zweifel nicht unterworffen, daß der Viel Hundertjährige Besiz des Eigenthums und freien Genusses die betheiligte gemeinden bei ihrem hergebrachten prescribirtem Recht schützet; und dieses Recht ist ihnen längst schon Von König und Fürsten durch ihre Besondere zum besten der gemeinden gemachte Anordnungen Kräftigst bestättiget worden."

Urkundlich nachweisbar sind die Haingeraiden bereits im Jahre 1150. Damals wiesen Kaiser Konrad III. und Papst Eugen III. dem 1148 neu gegründeten Cisterzienserkloster Eusserthal[3]) einen bedeutenden Teil der dortigen Waldungen an, aber die Bauern beriefen sich auf die ihnen von König Dagobert verliehenen Rechte und wehrten sich energisch

---

[1]) S. Becker a. a. O. S. 342.

[2]) S. Intellegenzblatt v. 1827, S. 244; August Becker a. a. O. S. 342; Kuby a. a. O. II, 37. Widder schreibt Folgendes (a. a. O. II, 415): „Darüber (d. i. über die Geraiden) ist keine landesherrliche Aufsicht, sondern lediglich die eigene Verwaltung der daran beteiligten Gemeinden hergebracht."

[3]) S. Remling, Urkundliche Geschichte der ehemaligen Abteien und Klöster im jetzigen Rheinbayern 1836, I, 185.

gegen die gemachten Eingriffe in ihre Rechte. Und als selbst das bischöfliche (bis 1086 kaiserliche) Gaugericht auf dem Lutramsforst, welches aus den Rittern v. Löwenstein, v. Kirrweiler, v. Kestenberg, v. Scharfeneck und v. Otterbach gebildet wurde, in Gegenwart des Bischofes Heinrich II. von Speier (1245—1272) und des kaiserlichen Oberrichters Grafen Adolf v. Waldeck und vieler anderen Edlen und Grafen für das Kloster gegen die Bauern im J. 1256 entschied, unterwarfen sich diese nicht[1]). 1283 entschied das Gaugericht abermals gegen die Bauern; 1289 kam ein neues Schiedsgericht zustande, dessen zu gunsten des Klosters lautender Spruch von König Rudolf I. bestätigt wurde. Auch die Könige Adolf, Albrecht und Heinrich VII. bestätigten dem Kloster die gewährten Privilegien. Doch die Zähigkeit der Bauern in dem Festhalten an ihren alten Rechten war größer als alle kaiserliche und königliche Gewalt; was der alte Frankenkönig Dagobert ihnen verliehen, das glaubten sie, könnten spätere Kaiser und Könige ihnen nimmermehr nehmen; und so hielten es denn die Mönche für das geratenste, den mehr als 200jährigen Streit durch einen Vergleich mit den Bauern i. J. 1396 beizulegen. So große Ausdauer einfacher Männer gegen Könige und Bischöfe erregt Bewunderung. Doch die Bauern konnten den erlittenen Verlust nicht verschmerzen, und deshalb war das Kloster Eusserthal das erste, welches im Bauernkriege 1525 dem Hasse der Geraidebauern zum Opfer fiel[2]).

Was den Namen „Haingeraide" betrifft, so sind schon die sonderbarsten Ableitungen gemacht worden; selbst über den ersten Teil „Hain", über den nach meiner Ansicht kein Zweifel walten kann, gehen heute noch die Ansichten auseinander. Albers[3]) und das Intellegenzblatt von 1827 (S. 243) leiten das Wort von dem „Flüßchen Hain" ab, das in der Mittelhaingeraide entspringe und bei Hanhofen (ehemals Hainhofen) in den Speierbach münde. Warum aber sollten die von Straßburg bis Dürkheim reichenden Haingeraiden von dem unbedeutenden Hainbache[4]) bei Gleisweiler ihren Namen erhalten haben? Dann müßten sie wenigstens Hainbachgeraiden heißen, was der Sache nicht entspräche. Uebrigens hat der Hainbach selbst von Hain (= Wald) den Namen, bedeutet also Waldbach. — August Becker[5]) will das Wort mit „heim" zusammenbringen: das altdeutsche „Heim" sei unser „Dorf", also bedeute „Haingeraiden" soviel als „Dorfwälder". — Täuffenbach[6]) schreibt „Heimgeraide"

[1]) S. Remling, Bischöfe, I, 495 u. Abteien, I, 199 f. und Albers a. a. O. S. 26.

[2]) S. Albers a. a. O. S. 26; Remling, Abteien, I, 211; Intellegenzblatt des Rheinkreises v. 1827, S. 264 und 269 f.

[3]) König Dagobert in Geschichte, Legende und Sage. Bönninger, Worms 1882, S. 25, Anm. 99.

[4]) Manche schreiben auch Haimbach und Heimbach, auf der bayerischen Generalstabskarte steht richtig „Hainbach".

[5]) A. a. O. S. 341. — Nach dem Intellegenzblatt von 1827 (S. 243, Anm. 2) soll „Haim" ein gothisches Wort sein und Dorf bedeuten. „Heim" ist eine häufig vorkommende Ortsendung und bezeichnet die Heimat, Ansiedelung oder ein Dorf überhaupt. Demzufolge ist Heimbach = Dorfbach.

[6]) Manuskript, S. 19. — Riehl schreibt in seinem Buche „Die Pfälzer" (S. 35) richtig „Haingeraide", dagegen „Heimgereite" in „Land und Leute".

und fügt hinzu, er wisse keine Auskunft über das vorgesetzte „Heim" zu geben, wahrscheinlich komme es her von „Daheim" oder „Heimat", und seien die Haingeraiden das „neu gerüttete = gerode Feld was daheim liget". Allein nicht das Feld, sondern der Wald sollte mit Geraide bezeichnet werden. — Auch der Umstand, daß die Gemeindewaldungen des unteren Hartgebirges „Hart(= Hochwald)-Geraiden heißen, verlangt für die Wälder des oberen Hartgebirges eine ähnliche Bezeichnung, und diese ist „Hain(= Wald)-Geraiden", aber nicht Heim(= Dorf)-Geraiden. Nach Grimms Wörterbuch (Heyne) kommt „Hain" von „Hagen" und bedeutet einen Lustwald oder eine waldige, angebaute Gegend; für Hainbach (= Hagenbach) kommt nach Grimm auch die Schreibweise „Heimbach" vor[1]). Durch die Autorität des Grimm'schen Wörterbuches dürfte nun endlich der Streit entschieden sein[2]). Der erste Teil des Wortes „Haingeraide" ist demnach von Hain (= Wald) abzuleiten.

Aber was ist Geraide? Ueber dieses Wort sind die Ansichten noch verschiedener wie über „Hain". Die gewöhnliche Ableitung, die schon Schöpflin versuchte, ist die von „reuten, ausreuten, Gereut, Gerütte". — Täuffenbach[3]) hält es „mit der glaubwürdigsten Herleitung aus Schattenmanns Dissertation, die er Vor ohngefähr 50 Jahren über das geraidenwesen in Druck herausgegeben hat" und in der er Geraide von „Gerütte — gerod — ausgerod" ableitet, da alle Waldungen bis an das Gebirge ausgerottet und das Land gerodet und zu Feld gemacht worden sei. — Das Intellegenzblatt von 1827 (S. 177) schreibt: „Man hat über diese Benennung („Geraide", nach der Aussprache des Volkes „Geräth") mehrere Erklärungen versucht, deren keine genügt." Auf S. 243 (Anm. 1) jedoch teilt das Intellegenzblatt von 1827 die Vermutung eines Sprachforschers mit, derzufolge „das Wort Geraide von dem gothischen Garaithei (iustitia) herzuleiten sein möchte (demgemäß wäre Haingeraide = Waldgerechtigkeit!). In den Urkunden des Mittelalters wird manchmal das gemeinschaftliche Gut mit dem Namen Geraide bezeichnet; manchmal aber und noch öfter die Geraide-Genossenschaft." — Gymnasialrektor Crollius von Zweibrücken[4]) hält Geraide für gleichbedeutend mit Gericht (agſ. raede, geraednisse = Gesetz); demnach wäre Haingeraide = Waldgericht, was der Sache nicht entspricht. — Albers[5]) will das

---

[1]) Dasselbe, was Grimm, sagte mir ein einfacher Mann von Frankweiler; als ich mit demselben über den Hainbach ging, fragte ich ihn nach dem Namen des Baches, worauf er erwiderte, man schreibe Hainbach, spreche aber Haimbach, da dies geläufiger sei („n" assimiliert sich bekanntlich vor P-Lauten in „m").

[2]) Universitätsprofessor Dr. Rudolf Hildebrand in Leipzig, eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der deutschen Sprachforschung, der den Buchstaben „G" (also auch das Wort „Geraide") für das Grimm'sche Wörterbuch bearbeitet, schreibt mir, daß „Hain in Haingeraide offenbar nichts als das weitverbreitete mitteldeutsche Hain gleich Wald, eig. Hagen" sei. Alles andere erklärt er „für müßige Einfälle, die keinen Pfifferling wert sind".

[3]) Manuskript von 1809, S. 18.

[4]) In der oratio de Anvilla, 1767, p. 27.

[5]) A. a. O. S. 25, Anm. 99.

Wort vom oberdeutschen „raiten", d. i. rechnen, ableiten. Raiter oder Geraiter heiße Berechner; der Name deute auf die gemeinschaftliche Berechnung des Waldertrages hin. Demnach wäre „Haingeraide" gleich „Waldberechnung", was ebenso wenig sachentsprechend ist; denn an einen Ertrag oder wirtschaftliche Ausnutzung des Waldes dachten die Geraidebauern (die demgemäß „Berechnungsbauern" wären) in keiner Weise, sondern sie waren nur um den eigenen Holzbedarf besorgt, sonst brauchte der Wald nicht zu rentieren und hat auch früher so wenig rentiert wie heute. — Nach Göringer[1]) soll „Geraydt" nach alter deutscher Sprache Gemeinschaft, Brüderschaft bedeuten; jetzt bedeute es so viel als Gemarkung, Bann (Gemeinde-Eigentum); „Haingeraydte" sei demnach gleich „Waldgenossenschaft". — Lehmann[2]) meint, der Name „Haingeraide" schließe den Begriff einer unteilbaren Gemeinschaft oder Genossenschaft in sich.

Ich schließe mich vollständig der einfachen und natürlichen Erklärung Kuby's[3]) an, welcher „Hain" als Wald und „Geraide" als Bezirk erklärt; der Name „Geraithe" komme noch häufig in Katastern und Kaufakten in Verbindung mit Hof vor, und „Hofgeraithe" bezeichne einen zum Hauswesen gehörigen Raum. Nach Grimms Wörterbuch (Heyne) ist „Hofgereite" = area (freier Platz) ad usum praedii ac domus parata.[4]) Demgemäß ist Haingeraide so viel als Waldbezirk, Waldfläche, Revier. Und diese Erklärung ist eine durchaus sachentsprechende; denn das ganze Waldgebirge der Vogesen von Straßburg bis Dürkheim war in 16 Bezirke oder Geraiden geteilt, und an jeder Geraide hatten mehrere Gemeinden Anteil.

Diese 16 Geraiden sind[5]):

1. die Wanzenau,
2. der Brumater (Brumpter) Wald,
3. der Hagenauer Forst,
4. das Weißenburger Mundat (an diesem hatten 21 pfälzische und elsässische Ortschaften Anteil),
5. die Bergzaberer Geraide,
6. die Rothenburger Geraide (Anteil hatten Eschbach mit der Madenburg, Leinsweiler, Ilbesheim),
7. die obere (Ober-) oder 1. Haingeraide (Landau, Nußdorf, Godramstein, Siebeldingen, Birkweiler, Albersweiler, St. Johann, Frankweiler, Queichhambach, Gräfenhausen, Gossersweiler),

---

[1]) Pirminius, S. 213.

[2]) Bavaria, Rheinpfalz, S. 609.

[3]) A. a. O. II, 12.

[4]) Haltaus 940. — Das Wort „Haingeraide" ist in dem berühmten Wörterbuche der Gebrüder Grimm nicht aufgeführt. — Dagegen findet sich in J. Grimm's Weistümern ein Gereidenspruch. — Die Schreibweise des Wortes ist ebenso verschieden wie die Ableitung, richtig scheint mir „Geraide" zu sein, außerdem findet man die Schreibweisen „Geraid, Geraydt, Gereide, Gereite, Gereithe, Geraithe, Geräth" u. s. w.

[5]) S. Intellegenzblatt v. 1819, S. 119; Kuby a. a. O. II, 14 ff. und 24, Anm. 1; Widder a. a. O. II, 414 f.; Görringer a. a. O. S. 214 f.; Schöpflin, Als. ill. 1751, I, 654.

8. die 2. Haingeraide (Burrweiler, Flemlingen, Gleisweiler, Böchingen, Walsheim, Roschbach, Dernbach und Ramberg),
9. die 3. Haingeraide (Edesheim, Rhodt, Hainfeld, Weyher).
10. die 4. Haingeraide (Edenkoben, Venningen, Altdorf, Böbingen, Gommersheim),
11. die 5. Haingeraide (Maikammer, Kirrweiler, Diedesfeld, St. Martin),
12. die 1. Hartgeraide (Hambach, Lachen),
13. die 2. Hartgeraide (Neustadt, Winzingen, Haardt),
14. die 3. Hartgeraide (Deidesheim, Mußbach, Lobloch, Gimmeldingen),
15. die 4. Hartgeraide (Wachenheim ist das Haupt),
16. die 5. Hartgeraide (Dürkheim, Freinsheim, Lambsheim).[1])

Das Haupt der vierten Geraide war Edenkoben; dieses hatte den Zentschultheißen (später Venningen!), Venningen die Loochaxt und Altdorf den Waldmeister, mitberechtigt waren Böbingen und Gommersheim.[2]) „Dero Looch Erstreckt sich an des Gottes Haußes Heylsprugk guth"[3]), demnach reichte der Wald früher bis in die Nähe des Klosters; westlich dehnte sich die Geraide bis an den Helmbach aus, der sich in den Speierbach ergießt, und hatte also eine Länge von mindestens vier Stunden, die Breite jedoch betrug durchschnittlich nur eine halbe Stunde[4]), da die Gebirgsdörfer sehr nahe bei einander gelegen waren und auch die Dörfer in der Ebene („im Gäu") Anteil an den Hartwaldungen hatten. Die Geraiden konnten ihren Besitz nur nach Westen hin vergrößern, daher sind sie so langgestreckt. Was jenseit der Wasserscheide liegt, nennt man Hinterwald, was diesseits liegt, Vorderwald. Die Dörfer einer Geraide liegen in der Regel an demselben Bache — so alle fünf Dörfer der vierten Geraide — oder wenigstens in unmittelbarer Nähe eines solchen — so liegen von der dritten Geraide Edesheim und Hainfeld am Modenbach und Rhodt und Weyher in der Nähe desselben; von der fünften Geraide liegen St. Martin, Maikammer und Kirrweiler am Kropsbach und Diedesfeld in der Nähe desselben[5]). In der vierten Geraide lag keine Burg[6]), was für die Geraidegenossen sehr angenehm war, da es so keine Streitigkeiten mit adeligen Herren gab; das Kloster Heilsbruck hatte die Besitzungen des Adels erworben, und die Nonnen waren verträglich.

---

[1]) Die 2., 3. und 4. Haingeraide heißen auch Mittelhaingeraiden. — Die Hartgeraiden werden verschieden numeriert, aber mit Unrecht; die Nummer 16 scheint den Irrtum verursacht zu haben.

[2]) S. Beyerlin, Manuskript, S. 16 f. und Kuby a. a. O. II, 21. — Bei Schöpflin (Als. ill. I, 654) heißt es: Hengerayda quarta, vulgo Hengeraidt, ubi Edighofen, Venningen, Altorff, Boebingen et Gommersheim etc. — Edenkoben und Venningen wurden die Oberdörfer, Altdorf, Böbingen und Gommersheim die Unterdörfer genannt.

[3]) S. Beyerlin, Manuskript, S. 17.

[4]) S. die Uebersichtskarte der Waldungen zwischen der Queich und dem Speierbach in dem Intellegenzblatte von 1827, Nr. 35.

[5]) Vgl. Intellegenzblatt von 1819, S. 178.

[6]) Die Rietburg lag in der 3. und die Kropsburg in der 5. Geraide. S. Intellegenzblatt von 1828, S. 387.

Die Geraidegenossen hatten das Recht, Holz für den Hausgebrauch und zum Bauen zu beanspruchen, ebenso hatten sie gemeinsames Weide-, Jagd- und Fischrecht.

In jeder Geraide befand sich ein Geraide- oder Dingstuhl; die Stuhlrichter sprachen Recht, schlichteten die Streitigkeiten der Genossen unter einander, legten die Frevel- und Strafregister vor und stellten Rechnung; alljährlich wurden an einem bestimmten Tage auf dem Geraidestuhle die Waldordnungen bekannt gemacht und an demselben Tage, wenn nötig, neue Satzungen erlassen. Gegen die Entscheidungen der Geraiderichter konnte man in älterer Zeit an das kaiserliche Gau- oder Landgericht auf dem Stahlbühel bei Frankweiler Berufung ergreifen[1]).

Der Geraidestuhl der Edenkobener Geraide stand am westlichen Ausgange von Venningen am Kreuzungspunkte der Straßen von Edenkoben und Kirrweiler. Es war[2]) „Mitten auf der Straße ein Häußgen auf Vier Saülen stehend mit einer einzigen Stube, wohin man one Leither nicht Kommen Kann. Auf diesem Platz musten alljährlich auf den Tag Petri-Stuhlfeyer der geraide-Vorstand, seine bürgerlichen Förster und Waldschützen und samtliche geraide-genoßene Bürger der betheiligten gemeinden erscheinen, den vorgelesen wordenen sogenannten Rechtsspruch (:Das Dagobertische Testament:) und ihre geraiden-Satzungen anhören und allemal feyerlich beschwören."

„Des folgenden Tages wurden sodann auf dem Rathhauß zu Edenkoben die Aemter neuerdings besezt, neue Förster gemacht, CentenMeister oder sogenannte Heimberger und geraiden-gefällen-Einnehmer genannt, und die Waldfrevler zur Strafe gezogen. Diese Rechten und alte gebraüch wurden ongestört fortausgeübet bis zur eingetrettenen französischen neuen Forst-Verwaltung im germinal des 10ten Jahrs der französischen Republik."

„Ueber die Geschichte der geraiden überhaubt Verdient gelesen zu werden eine Umständliche Relation des geheimbden-Regierungs- und Oberappellationsgerichtsrats v. Meyenberg, welche er auf eine Von dem letztern Kurpfälzischen Beamten zu EdenKoben Rath v. Täuffenbach Kurz Vor dem RevolutionsKrieg gefertigte DeduKtion bei der Pfälzischen Regierung vorgetragen hat, und welche noch im Archiv zu Carlsruhe Vorfindlich sein muß."[3])

„Die in der EdenKober geraiden-Waldung gelegene Mahl- und Oehl-Mühlen und Waffenschmidt sind der geraide zuständige Erbbestände. Das Recht zu beholzigen, Weidgang, Jagd und Fischen stehet auch dieser geraide zu. Die von daher durch den Flecken EdenKoben nach Venningen hinunter fliesende Bach, welche sich endlich mit der Speyerbach Vereiniget, Treibt mehr als etlich siebenzig wercker."

---

[1]) S. Kuby a. a. O. II, 54 ff.

[2]) Das Folgende ist wörtlich aus Täuffenbachs Manuskript (S. 20 f.) in der damaligen Orthographie angeführt; nur die gleichfalls höchst fehlerhafte Interpunktion wurde geändert.

[3]) Mit Beziehung auf diese Bemerkung Täuffenbachs ersuchte ich das großherzogliche Generallandesarchiv in Karlsruhe, mir Einsicht der betreffenden Schrift zu gestatten, erhielt jedoch die Mitteilung, daß von einer solchen Relation keine Spur mehr vorhanden sei.

„EdenKoben (d. i. die Edenkobener Geraide) hatte seinen geraiden-Schultheisen in Venningen[1]) und seine WaldfreVel-Thätigung unter seinem Vorsitz in EdenKoben, allwo auch der Pfandstall war."

Nach Teilung der vierten Geraide im Jahre 1826 war der Geraidestuhl überflüssig und wurde deshalb im Jahre 1828 abgebrochen[2]).

Im Laufe der Zeit rissen Edenkoben und Venningen das ausschließende Recht der Gesetzgebung, Verwaltung und Gerichtsbarkeit an sich.[3])

Die Geraiden überdauerten alle Stürme der Zeit, die Reformation, den 30jährigen Krieg und die Revolution. Die französische Republik und das Kaiserreich machten ernste Versuche die Geraiden zu zerreißen, doch selbst die französische Rücksichtslosigkeit war nicht stark genug gegen die Zähigkeit der Geraidebauern, aber es gelang wenigstens das staatliche Oberaufsichtsrecht zurückzugewinnen. Erst die bayerische Regierung brachte in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts die im allseitigen Interesse gelegene Teilung der mehr als tausendjährigen Geraiden zustande, so daß jede Gemeinde ihren eigenen Wald erhielt, worauf wir später zurückkommen werden.

Die Dagobertshecke bei Frankweiler.

Im Zusammenhange mit den Haingeraiden steht die sogenannte Dagobertshecke, welche auf dem Chattenacker[4]) an der Banngrenze von Frankweiler, Siebeldingen und Godramstein mitten im Felde in der Nähe der Straßen stand, die von Frankweiler nach Siebeldingen und Godramstein führen, und in der Nähe des uralten Dingstuhles des Speiergaues. Es war ein ungewöhnlich großer Dornbusch, dessen Stamm schließlich zu einer Dicke von zwei Fuß angewachsen war, dessen Höhe acht Fuß betrug und dessen Krone einen Durchmesser von 15 Fuß hatte; schon zu des Königs Dagobert Zeit soll der Busch von bedeutender Größe gewesen sein. Nach der Volkssage[5]) hatte König Dagobert II. unter Nachstellungen seines Vetters, des Königs von Neustrien, und anderer Großen zu leiden (Thatsache ist, daß er 678 oder 679 ermordet wurde). Er verließ deshalb seine Residenz Metz und begab sich in die Pfalz zu seinen getreuen Bauern und soll sich viel auf der Burg Landeck bei Klingenmünster aufgehalten

---

[1]) Zu Beyerlins Zeit (um 1580) wählte Edenkoben, welches das Haupt der Geraide war, den Geraide-Schultheißen; demnach hatte Edenkoben auf das Recht, den Schultheißen zu stellen, zu gunsten Venningens, mit dem es gegen die Unterdörfer zusammenhielt, wahrscheinlich schon im 18. Jahrhundert verzichtet.

[2]) S. Intellegenzblatt von 1828, S. 385 und Frey a. a. O. I, 282.

[3]) Kuby a. a. O. II, 47.

[4]) Die Wiesen dort führen heute den Namen „Hain-Wiesen" (auch Haine-Wiesen, im Volksmunde „Hänes-Wiesen". — Nicht einmal ein Fußpfad führt zu der durch die Volkssage berühmt gewordenen Stelle hin. — Der „Chattenacker" wird vom Volke mißverständlich „Gartenacker" genannt.

[5]) S. Beyerlin, Manuskript, S. 4 nnd 7; August Becker a. a. O. S. 350 ff. Pfälzisches Memorabile, III. Teil, 1875, S. 209 ff.; Albers a. a. O. S. 25; Kuby a. a. O. I, 61.

haben[1]). Einst wurde der König auf dieser Burg überfallen, und nur mit genauer Not entkam er seinen Verfolgern. Die Bauern verbargen ihren König in dem mächtigen Dornbusche bei Frankweiler[2]), der seitdem nach Dagobert seinen Namen führt, und schlugen die Feinde in die Flucht (warum stellte sich der König nicht an die Spitze seiner Bauern!). Zum Danke für die Rettung seines Lebens machte Dagobert viele Schenkungen an Bistümer, Abteien, Klöster und Kirchen, und in seinem Testamente, welches er im Jahre 666[3]) kurz vor seinem Tode im Freihofe zu Göcklingen abfaßte, vermachte er seinen Bauern sämtliche Waldungen des Hartgebirges, die Haingeraiden; das Original des Testamentes übergab er dem Abte zu Weißenburg zur sicheren Verwahrung für alle Zeiten.

Seitdem wurde der Dornbusch vom gemeinen Volke wie ein heiliger oder Götterbaum verehrt; als heilsam galt die Luft, die ihn umwehte, als heilsam der Thau seiner Blätter; täglich sah man katholische wie protestantische Bauern zu ihm wallfahrten, kranke Pferde und Rinder wurden dreimal um den Baum herumgeführt und als geheilt kehrten sie zurück; schon die Nähe des Baumes wirkte heilbringend und die Berührung der Zweige bannte Krankheiten, die keine menschliche Kraft zu heilen vermochte. Wer einen Ast des Baumes abhieb, dem sollte nach den Satzungen der Oberhaingeraide ein Arm abgehauen werden, und wer den Stamm fällte, der sollte das Leben verlieren (also selbst das Recht über Leben und Tod sprachen sich die Bauern in ihren Geraiden zu!). Der Ort galt als heilig, und Eide, die dort geschworen wurden, hielt man unverbrüchlich.

Der Baum galt als Symbol der Einheit und Unteilbarkeit der Geraiden; Becker[4]) und Albers[5]) erinnern hiebei an den Weltbaum Yggdrasil, mit dessen Untergang auch das Weltall untergehen sollte. So glaubten auch die Bauern, daß die Geraiden so lange bestünden, als der Dornbusch bestünde. Und merkwürdiger Weise ging es vollständig so, wie es die Bauern geglaubt. 1817 riß ein Sturm von dem heiligen Baum einen der schönsten Aeste ab, und nun wußten die Bauern, daß den Geraiden Gefahr drohe, und wirklich machte die bayerische Regierung die ernstesten Anstalten, um die uralten Haingeraiden zu zertrümmern. 1823 riß ein noch größerer Sturm die Krone vom Stamme hinweg[6]); da war es den Bauern klar, daß der Untergang ihrer Haingeraiden unabwendbar sei. Und noch in demselben Jahre bestätigte das Appellations-

[1]) Nach Heintz (Beiträge, S. 33) verweilte Dagobert I. öfters auf der Burg Neukastel.

[2]) Das Volk erzählt sich noch heute, eine Frau aus Frankweiler habe dem Könige Dagobert, so lange er sich im Dornbusche versteckt hielt, täglich das Essen gebracht.

[3]) Im Kreisarchive zu Speier (Parzelle Kurpfalz, Fasc. 17) befindet sich eine Bemerkung über einen Streit des Herrn v. Dalberg mit den Geraidegenossen wegen Fällens von Bauholz; dieser zufolge soll das Testament des Königs Dagobert im J. 665 ausgefertigt und der König selbst 669 gestorben sein.

[4]) A. a. O. S. 351 f.

[5]) A. a. O. S. 25.

[6]) Die abgerissene Krone kam nach Frankweiler, und der Stamm wurde in der Kaisersmühle zu Albersweiler verwendet.

gericht in Zweibrücken die Auflösung der Geraiden. Ein Stück Mythologie und Volkspoesie knüpft sich an diesen Dornbusch des Königs Dagobert, der bei den Bauern so berühmt war wie der brennende Dornbusch in der Wüste[1]).

Damit auch künftige Geschlechter die Stelle wüßten, wo der heilige Dornbusch der Geraiden stand, ließ Lehrer Cullmann von Frankweiler 1852 durch seine Schuljugend an der Stelle des alten einen neuen Weißdorn setzen, der den Nachkommen erzählen sollte von dem guten König Dagobert, von seinen getreuen Bauern, aber auch von der Unbeständigkeit aller irdischen Dinge. Die neue Dagobertshecke gedieh in dem guten Boden vortrefflich und war Ende der 60er Jahre bereits mannshoch geworden. Als aber der angesehene alte Lehrer Cullmann 1870 gestorben war, da entfernten die angrenzenden Besitzer den Dornbusch, von dessen geschichtlicher Bedeutung dieselben keine Ahnung hatten, doch ließen sie den Stein stehen, der die Inschrift trägt: DAGOBERT. So kann man wenigstens zuverlässig die Stelle finden, wo der heilige Baum der Haingeraiden stand. Und die Straße, die in der Nähe vorüber nach dem Geilweilerhofe und Siebeldingen führt, trägt heute noch den Namen „Dagobertusstraße"[2]).

Die Anfänge der landesherrlichen Gewalt der Bischöfe von Speier.

In die Merovingerzeit fällt auch der Anfang der weltlichen Herrschaft der Speierer Bischöfe[3]) (wie auch die Anfänge des Kirchenstaates bis in jene Zeit hinaufreichen). Zum Heile ihrer Seelen verliehen die Könige und später die Kaiser der bischöflichen Kirche wichtige Rechte, und da die Bischöfe später die kaiserliche und königliche Gewalt im Kampfe gegen die unbotmäßigen weltlichen Großen vielfach unterstützten, so wurden die Bischöfe zum Danke dafür und um eine dauernde Stütze an ihnen zu erhalten, von den Kaisern mit allen Rechten weltlicher Fürsten ausgestattet, sie wurden Fürstbischöfe; freilich waren sie für diese wichtigen Rechte und Vorteile nicht selten undankbar gegen die kaiserliche Gewalt. So führte die eigenartige Entwickelung der deutschen Verhältnisse zur Schöpfung geistlicher Fürstentümer, wie sie in keinem anderen europäischen Staatswesen mehr vorkommen.

---

[1]) Wir werden hier an einen andern Baum erinnert, der in der Phantasie des oberbayerischen Volkes eine große Rolle spielt, nämlich an den Baum auf dem Walserfelde, wo am Ende der Zeiten die letzte Schlacht geschlagen wird; über diesen dichtet Rogge also:

„Dann hängt der Fürsten der Bayern
Sein Wappenschild daran,
Und niemand weiß zu deuten,
Warum er das gethan."

[2]) „Heerweg" heißt im Volksmunde die Straße, die von Siebeldingen über Birkweiler und Ransbach am Gebirge hinaufführt.

[3]) Vgl. Remling, Geschichte der Bischöfe zu Speier, Mainz 1852, I, 180.

Urkundlich nachweisbar hat König Siegbert III.[1]) von Austrasien in Metz (638—656), Sohn Dagoberts I. und Vater Dagoberts II., im J. 653 der Speierer Kirche unter dem Bischof Principius (650—659) den herrschaftlichen Zehnten von allen Früchten (Wein, Vieh u. s. w.) im Speiergau bestätigt. Aus dieser Bestätigung geht hervor, daß die Bischöfe von Speier schon vorher diesen Zehnten aller k. Gefälle, d. i. den großen und den kleinen Zehnten, besaßen. Dadurch wurde die Grundlage zu dem großen Wohlstande gelegt, dessen sich das Speierer Hochstift später zu erfreuen hatte[2]).

Noch eine weitere Begünstigung wurde der Speierer Domkirche unter Bischof Dragobodo (660—700) zu teil, indem der König Childerich II. († 673) um das Jahr 664—666[3]) dieselbe von jeder königlichen Auflage befreite. Damit erhielt der Bischof „wahrhaft landesfürstliche Rechte", und sind in dem Freibriefe Childerichs die Anfänge der fürstlichen Gewalt der Speierer Bischöfe enthalten[4]). Karl der Große bestätigte 782 zum Heile seiner Seele und zum Wohle des Reiches dem Bischof Fraido (782—793) den Freibrief Childerichs und befreite die Speierer Kirche von allen Steuern und Abgaben und vom Heerbanne[5]). Und zäh hielt die Kirche fest an den ihr einmal verliehenen Rechten und Freiheiten, wobei sie durch das Gewicht ihrer geistlichen Gewalt unterstützt wurde.

Beyerlins fabelhafte Geschichte von Edenkoben.

Am Schlusse dieses Abschnittes mag noch das eine Stelle finden, was das von den Geraidebauern so hoch gepriesene Manuskript Beyerlins über die älteste Geschichte Edenkobens und des Klosters Heilsbruck berichtet, welches 1232 in Harthausen bei Speier gegründet und 1262 nach Edenkoben verlegt wurde[6]). Auf S. 49 steht geschrieben: Anno Domini 393. Da Gangolf, Der Letzte Herr zu Rippurg, ohne Kinder starb, fiel seine Herrschaft an das Keysersthumb, als: Rippurg, Frankenfels, Edißheim, Heinfeldt, Weyer, Venningen, Gleißweiler. Die gab Keyser Ottho der große an das Bistumb Speyer. — Oedigkoben Erbt der graf zu haardt." — Auf S. 57 f. schreibt Beyerlin: „Oedighofen. Anno Domini 330. Closter Helenburg erstmahl erbaut. Als Keyser Constantinus, der Eiferige Christ, Galliam durchzog, bauet Er in Nieder Waßgau die Erste Christliche Kirch, S. Helena genannt, welche die

[1]) Nicht Siegbert II., wie im Urkundenbuch zur Geschichte der Stadt Speier von Alfred Hilgard (Trübner, Straßburg 1885, S. 1) steht. Vgl. Remling, Urkundenbuch zur Geschichte der Bischöfe zu Speier, Mainz 1852, I, 1 und desselben Geschichte der Bischöfe I, 175. — Siegbert II. wurde 613 ermordet.

[2]) S. Remling, Bischöfe I, 176.

[3]) S. Hilgard a. a. O. S. 2. — Remling (Urkundenbuch, I, 2) nimmt 670—673 an.

[4]) S. Remling, Bischöfe, I, 180.

[5]) S. Remling, Bischöfe, I, 270. — Nach Wundt (a. a. O. S. 17) wurde das Zehntenrecht unter den Franken von Karl d. Gr. eingeführt. Diesen Zehnten hatten demnach die Bewohner des Speiergaues an den Bischof von Speier zu entrichten.

[6]) Auch Würdtwein (subs. dipl. V, 276) erwähnt ein altes Manuskript über die Gründung des Klosters Heilsbruck.

Hunen zur Erden gelegt Anno Domini 367. Rodegast, Herr zu Rippurg, ein guter Christ, bauet vnder seiner Burg diß gotteshauß wiederumb auf. Anno Domini 510 EdigKoben erbaut. Hat Odichion, Ein graf zu haard, bey diesem gotteshauß Vf erbauen eine Burg ihm zum Stul vnd den Flecken Edickoben ihm zum Oberhof seiner Herrschaft. — Anno Domini 666. Hat Dagobrecht quintus, König in KleinFrankreich, Edigkoben den Flecken verordnet der Vierten Haingeraybe. — Anno Domini 881. Haben die Northmänner EdigKoben zerschleift, von deme der Flecken EdigKoben erwachsen. — Anno Domini 946. Hat Keyser Ottho der Große EdigKoben mit Markrecht begabet, auch das Gotteshauß Heylspruck in ein Frauen Closter verwandelt vndt mit großem Reichthumb begabet. — Es ist auch dieser Flecken nach abgang der grafen zu Haard an die Grafschaft im Greichgau erblichen mit vier Flecken gefallen. — Johann, Graf im Greichgau, hat diß sein Patrimonium, so er an Edigkoben gehabt, mitsambt St. Martin, Hambach, Maykammer, Kürweiller, Diedesfeldt, Deudesheim, Kestenberg, Spangenberg, Grevenhausen ahn das Bistumb Speyer gegeben. — Anno Domini 1094. Edenkoben ans Reich vndt Pfaltz am Rhein. Als nach Zeysolpho, dem grafen im Krichgau, das Geschlecht gar abging, Erbt das Reich vnd die Pfalz am Rhein diese Herrlichkeit."

Auf S. 85 f. schreibt Beyerlin im ganzen das Nämliche; der Vollständigkeit halber soll auch die letztere Stelle hier Platz finden, welche also lautet: „Anno Domini 330. Constantinus, der frome Christliche Keyser, alß Er zuvor den Christlichen glauben angenohmen, hat Er in der herrschaft Rippurg im thal Ein FrauenCloster, das Gotteshauß in der Ehr St. Helena gewidmet vndt vf gebauet vnd demselben den Nahmen Helensburgk gegeben, welches hernach von den Tyrannen zerschleift vnd lang öed gelegen. — Anno Domini 440. Alß Rodegast, Herr zu Rippurg, Christum Bekennet, fing Er an diß gotteshauß wieder zu bauen, so In Cellen weiß angefang, nochmahls vnder Otthone Magno Reichlich Begabet worden. — Bey obgemelten Gotteshauß hat Oedichion, Verweser in Klein Frankreich vnd Grafen in der Haard, ihm zum Stul die Burg vnd Flecken Oedickoff, so er nach seinem Namen genant, vf gebaut. — Anno Domini 888. EdigKoben. Diesen Flecken haben die Northmänner zerschleift, von dem das Dorf EdigKoben erwachsen, So theils der herrschaft Rippurg, theils den grafen in der Haard zu gehort. Alß aber der herrn zu Rippurg stam abgieng, Erbt graf in der Haardt denselbigen Flecken. — Nachdem aber diß geschlecht auch abgieng, erbten die Grafen im greichgau diesen Flecken, vnd alß der grafstam im Greichgau auch abging, Erbt Pfalzgraf Henrich, Churfürst am Rhein, diese Herrlichkeit. Endlich gab Keyser Conradus Secundus dem Bischof zu Speyer auch ein theil daran. Es hat dieser Flecken von Keyser Otthone primo nit nur große Freyheit, sondern auch gerechtigkeit vf dem Anoferwaldt."

Ueber den Wert von Beyerlins Manuskript wurde oben zur genüge gehandelt.

§ 4. Die älteste geschichtliche Zeit bis zur Verlegung des Klosters Heilsbruck nach Edenkoben (769—1262).

a. Edenkoben unter kaiserlichen Gaugrafen bis 1086.

Zum erstenmale wird Edenkoben genannt in einer Urkunde des Klosters Lorsch oder Lauresheim (lat. Laurishamum) bei Bensheim an der Bergstraße vom Jahre 769 (anno primo Karoli regis sub die VI. nonas Martii)[1].

Die Benediktiner-, später Prämonstratenser-Abtei Lorsch hat einen berühmten Namen in der Geschichte, sie wurde 763 durch den Grafen des Oberrheingaues Cancor oder Chancor[2]) gegründet und 774 in Anwesenheit Karls des Großen, seiner Gemahlin Hildegard und seiner 3 Söhne feierlichst eingeweiht[3]). Der h. Nazarius wurde zum Schutzpatron des Klosters erwählt, und bald erhielt das Kloster oder, wie die Urkunden sich ausdrücken, der h. Nazarius zu Lorsch viele Schenkungen von frommen Gönnern auf beiden Seiten des Rheines, und so wurde Lorsch eines der reichsten Klöster Deutschlands. Karl der Große gewährte der Abtei seinen mächtigen Schutz, und Ludwig der Fromme that nicht weniger für Lorsch als sein Vater[4]). Die Verdienste des Klosters um den Weinbau in den Rheinlanden haben wir bereits oben (S. 38) erwähnt[5]). Für jeden Bayern hat dieses Kloster ein besonderes Interesse dadurch, daß in demselben der letzte der bayerischen Volksherzoge aus dem Hause der Agilolfinger Tassilo II., welcher wegen seines Bundes mit den Avaren von den Großen des Reiches zum Tode verurteilt, aber von Karl d. Gr. begnadigt sein Leben als Mönch in einem Kloster beschließen mußte, am 11. Dezember 794 hier starb und zur ewigen Ruhe bestattet wurde[6]). Auch der Gründer des deutschen Reiches, der Kaiser Ludwig der Deutsche († 876) und dessen Sohn Ludwig III. († 882) fanden ein Jahrhundert später in demselben

---

[1]) S. Cod. Lauresham. ed. Acad. Pal. Mannh. 1768, Tom. II. p. 369, N. 2057. — Karl d. Gr. gelangte am 23. Sept. 768 zur Regierung, demnach fällt der 2. März, unter welchem die Urkunde ausgestellt ist, in das Jahr 769. — Vgl. Intellegenzblatt v. 1828, S. 385; Remling, Heilsbruck, S. 17, Anm.; Frey a. a. O. I, 221.

[2]) Vgl. Rudhart a. a. O. S. 481.

[3]) S. Wundt a. a. O. S. 16.

[4]) S. Einleitung zum 3. Bande des codex Laureshamensis, wo es heißt: Ludovicus Pius a sua in omnes lenitate notissimus est. Filii et successores eius tum sedem proximam habere, tum sepeliri in hoc monasterio voluerunt.

[5]) Ueber das Anlegen von Weinbergen durch die Lorscher Mönche siehe Klein, die Klöster im Mittelalter als Kulturstätten.

[6]) S. Rudhart a. a. O. S. 324; Wundt a. a. O. S. 19; Dittmar, bayer. Geschichte 1882, S. 8. — Aufgehoben wurde das Kloster in der Reformationszeit 1557. S. Remling, das Reformationswerk in der Pfalz, S. 131. — Die meisten Klostergebäude sind noch erhalten, darunter auch die von Ludwig III. zwischen 876 und 882 erbaute Kapelle, von der Kirche jedoch ist wenig mehr übrig. Kugler (Handbuch der Kunstgeschichte, 5. Aufl. 1872, I, 280) hält den Rest für eine ursprünglich offene Durchgangshalle und für das „entschieden wichtigste Monument der Gattung“.

Kloster neben dem letzten Agilolfinger ihre ewige Ruhestätte; aber niemand weiß mehr die Stelle zu bezeichnen, wo die einst mächtigen Herrscher begraben liegen. Nach dem Nibelungenliede wurden auch Siegfried und Kriemhildens Mutter Ute im Kloster Lorsch bestattet.

Mit diesem berühmten Kloster stand Edenkoben in der ältesten Zeit in nahen Beziehungen; es schenkte nämlich eine Frau Landrad (auch Landrat geschrieben) in Edenkoben zum Heile ihrer Seele (pro remedio animae) 769 dem h. Nazarius in Lorsch einen in Edenkobener Gemarkung gelegenen Hof (unum mansum in Zothingower marca)[1]. 3 Jahre später (772) schenkte die fromme Frau dem Kloster Lorsch 10 Morgen Land in derselben Gemarkung[2]; ein fürstliches Geschenk aber machte die Frau Landrad dem h. Nazarius im J. 776 mit einer Kirche in Edenkobener Gemarkung, welche von dem Schutzheiligen des Klosters den Namen Nazarienkirche erhielt und fast 700 Jahre (bis 1439) der Gemeinde zum Gotteshause diente. Gleichzeitig schenkte sie dem Kloster zwei Huben[3]) mit Höfen, Wald, Wiesen, Weinbergen, Gewässern, Häusern und Gebäuden, außerdem noch 19 Weinberge und einen Hof, und in Böbinger Gemarkung eine Hube[4]. Es scheint, daß die Frau Landrad mit Rücksicht auf ihr bevorstehendes Ende so freigebig gegen den h. Nazarius war und bald nach der großartigen Schenkung von 776 gestorben ist, da ihr Name in späteren Urkunden nicht mehr vorkommt.

Der Sohn der Frau Landrad, Wither oder Witharius, war nicht minder freigebig wie seine Mutter; denn er schenkte im Jahre 782/83

---

[1]) S. Cod. Lauresham. Tom. II. N. 2057. — Das Intellegenzblatt des Rheinkreises v. 1828 (S. 385) übersetzt mansus mit Hofgeringe und Contzen (Geschichte Bayerns, Münster 1853, S. 276) mit Bauernhof. Nach Rudhart (a. a. O. S. 576 f. und 698) ist ein mansus = 30 Morgen Landes; nach Lang (Bayerns Gaue S. 60) eine Besitzung von wenigstens 12 Jauchert, nach Görringer (a. a. O. S. 210) soviel Land, als ein Mann bearbeiten kann. Ueber mansus siehe Lameys Abhandlung in der Einleitung zum 3. Bande des codex Laureshamensis (d 3).

[2]) S. Cod. Lauresh. Tom. II. N. 2058: Dono ad sanctum Nazarium X iurnales (= Morgen) de terra in Zotingower marca.

[3]) Nach Rudhart (a. a. O. S. 698) ist 1 Hube = 30 Morgen Landes.

[4]) S. Cod. Lauresh. Tom. II. N. 2062: Ego Landrat dono ad sanctum Nazarium ecclesiam I in Zotincger marca et II hubas cum mansis, silvis, pratis, vineis, aquis, domibus, aedificiis, et XVIII et unam vineam et unum mansum, et in Bebinger marca I hubam etc. — Die Nazarienkirche stand auf dem nach ihr benannten und heute noch so heißenden Kirchberg, wo sich der alte Friedhof befindet; der in der dortigen Gewanne wachsende Wein gehört zu den besten am oberen Hartgebirge. Die Lage der Kirche war eine sehr schöne, steil erhebt sich die Höhe, und die Bewohner der Dörfer, aus welchen später Edenkoben entstand, hatten gleich weit zu diesem Punkte. Fast sieben Jahrhunderte schaute die alte von der Frau Landrad erbaute Nazarienkirche in die Rheinebene hinaus, da mußte sie 1439 wegen Baufälligkeit abgebrochen werden. Die neue (heutige protestantische) St. Lorenzkirche wurde auf derselben Höhe, aber ungefähr 100 Meter weiter rückwärts erbaut. Die 1740 erbaute katholische Kirche wurde dem h. Johannes v. Nepomuck geweiht, und die neue katholische Kirche, deren Bau noch 1887 in Angriff genommen wird, soll zur pietätvollen Erinnerung an König Ludwig I. von Bayern, der viel in Edenkoben weilte und 1865 durch Stiftung eines Kapitales von 4000 fl. die erste Anregung zum Bau der neuen Kirche gab, den Namen Ludwigskirche erhalten.

von dem, was ihm seine Mutter übergeben hatte, derselben Kirche in Edenkoben einen Hof und eine Hube mit Land, Weinbergen, Gewässern, Wäldern u. s. w.[1]). Und kurz darauf 783 schenkte Wither zum Heile seiner Seele der genannten Kirche eine Hube mit Höfen, Wiesen, Wald, Feld, Weinbergen, Gewässern sowie einen Garten, eine Mühle, alle seine übrigen Weinberge und zwei Morgen Land, alles in der Gemarkung von Edenkoben gelegen[2]).

Diese fürstlichen Geschenke beweisen, daß die Frau Landrad einem der ersten Geschlechter des Landes angehörte, und da das Landgericht des Speiergaues in der Nähe von Edenkoben sich befand, wie wir weiter unten sehen, so liegt die Vermutung nahe, daß die Frau Landrad, die Erbauerin der Nazarienkirche, der ersten und einflußreichsten Familie der Gegend, dem Gaugrafengeschlechte, angehörte; vielleicht war sie mit dem Grafen Chancor, dem Gründer des Klosters Lorsch, nahe verwandt. Auch das Intellegenzblatt des Rheinkreises von 1828 (S. 385) spricht die Vermutung aus, daß die spätere adelige Familie von Edenkoben von dieser Frau Landrad abstamme. Etwas Sicheres läßt sich hierüber nicht mehr feststellen.

Der Frau Landrad und ihrem Sohne wollten andere Bewohner von Edenkoben an Freigebigkeit gegen den h. Nazarius nicht nachstehen. So schenkten ein gewisser Alrad und dessen Gemahlin Secundina 773 dem Kloster Lorsch einen halben Hof, einen Weinberg und eine Wiese in Edenkobener Gemarkung und 15 Morgen Güter und 1 Wiese in Rhodt (Crothincheim)[3]) sowie 777 einen Hof (mansus) in Weyher (Wilere)[4]).

---

[1]) S. Cod. Lauresh. Tom. II. N. 2059: Anno XV Karoli regis ego Witharius dono ad ecclesiam sancti Nazarii I mansum et I hubam in Zotingowe cum terris, vineis, aquis, silvis etc.

[2]) S. Cod. Lauresh. Tom II. N. 2060: Ego in Dei nomine Wither pro remedio animae meae dono ad sanctum Nazarium unam hubam in Zotinger marca cum mansis, pratis, silvis, campis, vineis, aquis, et unum hortum trado ad ecclesiam illam, quam mater mea sancto Nazario tradidit, et I molendinum et quidquid de vineis habere videor, et II iurnales de terra stipulatione subnixa. Actum in monasterio Lauresham sub die XVI. Kalendas Maii (16. April) anno XV Karoli regis. — Als der Sohn einer Frau Landrat wird Wibbert (auch Wigbert und Wilbert) genannt, der 773 dem Kloster Lorsch mehrere Besitzungen in Walahastatt schenkte, die er von seiner Mutter erhalten hatte. S. Cod. Lauresh. I, 496. Ob übrigens diese Frau Landrat mit der in Edenkoben begüterten identisch ist, läßt sich nicht entscheiden. — 1774 schenkt eine Frau Lantrat dem h. Nazarius mehrere Güter in Sowelnheim (im Wormsgau). S. Cod. Lauresh. II, 1525. Schon die Schreibweise des Namens (Landrad — Lantrat) spricht gegen die Identität beider Frauen. — Als Gemahl einer Landrat wird 791 ein gewisser Rutwin genannt, der mit seiner Gemahlin dem Kloster Lorsch alles schenkt, was sie in Dudafhero marca (im Hessengau) besitzen (s. Cod. Laur. T. II. N. 3585). Im J. 801 erscheint Hunolt als Gemahl einer Landrat, welche zusammen dem Kloster Lorsch ansehnliche Besitzungen in Merstatt (im Wormsgau) schenkten (s. Cod. Laur. T. II. N. 1380). In beiden Fällen ist schon der Zeit wegen an die Edenkobener Frau Landrad nicht zu denken.

[3]) S. Cod. Laur. Tom. II N. 2063: Ego Alrad et coniux mea Secundina donamus ad sanctum Nazarium martyrem ... in Zotingower marca I dimidium mansum et I vineam et pratum et in Crothincheim iurnales XV, pratum I etc. — Vgl. Intellegenzblatt v. 1828, S. 329 und Frey a. a. O. I, 278.

[4]) S. Cod. Laur. Tom. II. N. 2167.

Racher und Engilbald schenken 813 für die Seele des Huginbald dem h. Nazarius 1 Hof, 1 Hube, 2 Weinberge und 4 Wiesen in Edenkobener Gemarkung[1]).

Diese ältesten Bewohner von Edenkoben, deren Namen wir kennen, zeichneten sich durch ungemeine Freigebigkeit aus. Wer so bedeutende Schenkungen in verschiedenen Ortschaften machen konnte, gehörte offenbar den ersten Familien der Gegend an.

So besaß das Kloster, emporgehoben durch die ersten deutschen Kaiser, reiche Besitzungen diesseit und jenseit des Rheines und besonders am Hartgebirge, das die Anlage von Weinpflanzungen begünstigte, worin die Mönche Meister waren und wodurch sie zugleich einem Wunsche Karls des Großen entsprachen[2]). Doch die Verwaltung der weit ausgedehnten Güter mag eine ziemlich schwierige gewesen sein, häufig kamen Mönche vom Kloster Lorsch nach Edenkoben und manche mögen längere Zeit in der Gegend sich aufgehalten haben. Viele Knechte (servi) und Leibeigene (mancipia)[3]) waren nötig zum Bebauen der vielen Klostergüter in Edenkoben, Edesheim, Rhodt, Weyher, Roschbach (S. Frey a. a. O. I, S. 280), Flemlingen (S. 252), Böchingen (S. 242), Knöringen, Fischlingen, Freimersheim (S. 235), Altdorf (S. 235) und Böbingen (S. 240). Den großartigen Freigebigkeitssinn unserer Vorfahren machte sich die Kirche zu nutzen, bald entstanden auch auf der linken Rheinseite eine Reihe von Klöstern, die nicht minder freigebig von den frommen Bewohnern ausgestattet wurden, doch mag das Kloster Lorsch noch Jahrhunderte lang seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer behauptet haben. Jedoch zur Zeit der Verlegung des Klosters Heilsbruck nach Edenkoben (1262) erscheint das Kloster Lorsch hier nicht mehr begütert; es entsteht daher die Frage, wann und wie Lorsch seine Besitzungen in Edenkoben und der Umgegend verloren hat. Nach Stumpf[4]) wurde Edesheim wahrscheinlich um das Jahr 1100 durch den Bischof Johann I. an das Stift Speier gegeben; die Kropsburg soll 1095 an das Bistum Speier gekommen sein; mehrere andere Güter am oberen Hartgebirge hatten die Bischöfe schon vorher erworben, wie wir unten sehen werden; Gaugrafen wurden sie um dieselbe Zeit (1086), und so ist anzunehmen, daß die Bischöfe von Speier, deren Streben nach landesherrlicher Gewalt durch die Kämpfe zwischen den Kaisern einerseits und den Päpsten und weltlichen Großen anderseits gefördert wurde, ihren Besitz in ihrer Diöcese und besonders am herrlichen Hartgebirg durch Kauf und Tausch zu mehren und abzurunden trachteten und so auch die Güter des Klosters Lorsch in Edesheim und Edenkoben im 12. Jahrhundert erwarben. Gütertausche waren in jener Zeit sehr

---

[1]) S. Cod. Laur. Tom. II. N. 2061: Ego Racher et Engilbald pro anima Huginbaldi donamus ad sanctum Nazarium unum mansum et hubam et II vineas et IV prata etc.

[2]) Auch die Bereitung des Bieres ließen sich die Mönche frühzeitig angelegen sein. S. Hofrat Dr. Gräße, Bierstudien 1872, S. 14 f.

[3]) Vgl. Rudhart a. a. O. S. 504 ff.

[4]) A. a. O. S. 394. Vgl. Frey a. a. O. I, 251.

häufig, wie man sich aus Remlings Urkundenbuch der Bischöfe zu Speier überzeugen kann.

In Frehers Origines Palatinae[1]) wird Zothingovv unter den alten Ortschaften des Speiergaues, die zur Zeit Karls d. Gr. schon existierten, aufgeführt, außerdem aus unserem Kanton noch Otinsheim (Edesheim), Wilere (Weyher), Flamaringen (Flemlingen), Fischilingen und Frimarsheim (Freimersheim). Christoph Lehmann, der sich in seiner Speierer Chronik (S. 258) auf Freher bezieht, nennt den Ort Zotingen.

Der Weinbau stand im 8. Jahrhundert in unserer Gegend in voller Blüte, und kein Herrscher hat mehr für denselben und dadurch für den Wohlstand der Rheinlande gethan als Karl der Große.

Als gutes Weinjahr bezeichnet Dochnahl in seiner Chronik von Neustadt (S. 16) das Jahr 828.

Als 843 durch den Vertrag zu Verdun das Reich Karls des Großen geteilt und der Rhein im allgemeinen als Westgrenze des Reiches Ludwigs des Deutschen festgesetzt wurde, da verblieben bei Ostfranken doch noch auf der westlichen Rheinseite „wegen ihrer Weinfülle" die Sprengel von Mainz, Worms und Speier (somit auch Edenkoben)[2]), ein Beweis, wie geschätzt der Rheinwein schon damals war.

In den späteren Kämpfen zwischen Ost- und Westfranken litt die Pfalz als Grenzland ungemein; besser erst wurde es, als durch den Vertrag zu Meersen 870 die Maas als Grenze (damals zugleich Sprachgrenze) der beiden Reiche festgesetzt wurde[3]) und der westfränkische König bei Andernach am Rhein 876 eine blutige Niederlage erlitt. Da war die Pfalz auf lange Zeit hinaus gegen die Feinde im Westen gesichert.

Als ein weiteres Kloster, welches bald auch in Edenkoben Besitzungen erwarb, erscheint Kronweißenburg[4]) an der südlichen Grenze der Pfalz, welches noch im fränkischen Gebiete lag und dessen Beziehungen früher mehr nach der Pfalz als nach dem Elsaß hin gravitierten[5]). Das Kloster Weißenburg reicht viel weiter in der Geschichte zurück als Lorsch, es ist eine Schöpfung der Merovingischen Könige (es soll von Dagobert I. 623 gegründet worden sein[6]) und ist die älteste größere Abtei Deutschlands. Ein

---

[1]) Editio tertia 1636, Pars II. p. 75.

[2]) S. Giesebrecht a. a. O. S. 148 und Becker a. a. O. S. 27. — Vgl. Droysens herrliche Rede zur 1000jährigen Gedächtnisfeier des Vertrages zu Verdun, Kiel 1843.

[3]) Vgl. Giesebrecht a. a. O. S. 150 f.

[4]) Nach Heitz (s. Stöbers Alsatia, Barth, Colmar 1873, S. 213) hat Weißenburg diesen Namen von einem eisernen Kronleuchter, der als Geschenk des Königs Dagobert in der Kirche aufgehängt war. Nach Becker (a. a. O. S. 591) hing von der Chorkuppel der Kirche eine goldene Krone (die des Königs Dagobert!) herab.

[5]) 1871 hätte man das alte fränkische Gebiet von Weißenburg bis an den Hagenauer Wald, darunter altes Wittelsbachisches Hausgut, wie Kleeburg, nach welchem die Wittelsbacher auf dem schwedischen Throne sich benannten, zurückgewinnen und mit der stammverwandten Pfalz wieder vereinigen können. Die Verschmelzung dieses Gebietes mit dem Mutterlande hätte sich sehr rasch vollzogen, da das nördliche Elsaß seit alter Zeit viele Beziehungen mit der Pfalz hat. Auch heute noch befürworten ernste Politiker die Teilung der Reichslande unter mehrere Bundesstaaten.

[6]) S. Lehmann, Bavaria, Rheinpfalz, S. 608; Remling, Bischöfe I, 116; Becker a. a. O. S. 589 ff.

gefürsteter Propst stand an der Spitze derselben, öfters wurde sie auch einem Bischofe, wie besonders häufig dem zu Speier[1]), übertragen. Bis zum Ende des 13. Jahrhunderts erwarb das Kloster über 300 Besitzungen (possessiones), wie aus dem betreffenden Verzeichnis hervorgeht[2]). Als 50. Besitzung wird die zu ottinchouen[3]) aufgeführt, und auf S. 282 des von Zeuß veröffentlichten codex wird die Besitzung näher bezeichnet mit den Worten: L. Ad ottinghouen curt. I. iurn. XXVI. vinea ad carr. II. inde persolvitur in .I. anno solid. I in alio dimid.[4]) Demnach besaß das Kloster Weißenburg in Edenkoben einen Hof, 26 Morgen Güter und einen Weinberg. Wann und wie Weißenburg diese Besitzung erwarb, ist ebenso wenig bekannt als, an wen sie später gelangte. Es ist anzunehmen, daß auch hier ein Tausch (vielleicht mit dem Kloster Heilsbruck in Edenkoben) stattgefunden hat, jedoch nicht vor dem Ende des 13. Jahrhunderts, da der codex unter den Besitzungen des Klosters um jene Zeit auch die zu Edenkoben aufführt.

Kirchlich war das Bistum Speier in 4 Dekanate eingeteilt, und gehörte Edenkoben zum Dekanate Weyher unter Rietburg, welches die Gemeinden zwischen der Queich und dem Speierbach umfaßte und 54 Pfarreien zählte[5]).

Durch glückliche Umstände und geschickte Benützung derselben gelang es den Bischöfen zu Speier immer größere Rechte in ihrer Diözese zu erwerben, bis sie schließlich über einen großen Teil derselben die volle landesherrliche Gewalt erlangten. Auch Edenkoben war bis in die Reformationszeit bischöflich speierisches Besitztum, und nur durch eine äußerst sonderbare Verwickelung der Dinge kam die Gemeinde an die Kurpfalz und damit an das Haus Wittelsbach, wie wir im zweiten Teile sehen werden.

Schon 653 hatte der Frankenkönig Siegbert III. (II.?) der Speierer Kirche unter dem Bischof Prinzipius (650—659) den herrschaftlichen (d. i. den großen und den kleinen) Zehnt im Speiergau bestätigt[6]).

---

[1]) Seit 1547 war der jeweilige Bischof von Speier zugleich Propst von Weißenburg. S. Stöber, Alsatia 1873, S. 218.

[2]) S. Traditiones possessionesque Wizenburgenses. Codices duo cum supplementis. Edidit Societas historica Palatina. Spirae 1842, p. 269 sqq.

[3]) S. Tradit. poss. Wiz. p. 270.

[4]) Nach Contzen (a. a. O. S. 216) ist curtis ein Grundstück des Herrn, nach Rudhart (a. a. O. S. 695) ein das Haus umgebender Hof, nach Lang (Bayerns Gaue S. 61) bestand eine curtis aus mehreren mansi. — Die Einkünfte des Besitztums betrugen im ersten Jahre einen Solidus. Der Solidus der Karolinger Zeit hatte nach Rudhart (S. 634) einen Wert von 1 fl. 24 Kr.; in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts war der Wert des Geldes um das Zwanzigfache gestiegen und seitdem abermals um das Doppelte, so daß ein Solidus der Karolinger Zeit nach unserem Gelde den ungefähren Wert von 100 Mark hatte. — An dem codex traditionum hat auch der berühmte Mönch Otfried um das Jahr 860—870 geschrieben, der älteste deutsche Dichter, den wir dem Namen nach kennen. S. Trad. praef. p. III. — Ueber die Sprache Otfrieds handeln die Straßburger Studien von 1882, S. 255 ff.

[5]) S. Remling, Bischöfe, I, 133 ff.

[6]) S. A. Hilgard, Urkunden zur Geschichte der Stadt Speier, Trübner, Straßburg 1885, S. 1; Remling, Urkundenbuch zur Geschichte der Bischöfe zu Speier I, 1 und Bischöfe I, 176.

Um das Jahr 665 befreite der König Childerich II. die Domkirche zu Speier unter dem Bischof Dragobodo (660—700) von jeder königlichen Auflage[1].

Auch Karl der Große befreite 782 die Domkirche zu Speier von Steuern und Abgaben[2].

Otto der Große bestätigt 969 dem Speierer Bischofe die Befreiung seiner Bistumsangehörigen von aller weltlichen Gerichtsbarkeit[3]. Diese Befreiung bestätigen die Kaiser Otto II. 974, Otto III. 989, Heinrich II. 1003, Konrad II. 1027, Heinrich IV. 1061 und 1101.[4])

Der Umstand, daß das deutsche Reich seit Heinrich IV. zu einem Wahlreich umgestaltet wurde, förderte außerordentlich die landesfürstliche Gewalt der geistlichen und weltlichen Großen, wodurch Deutschland sich schließlich in eine Menge selbständiger Territorien auflöste und die kaiserliche Gewalt immer tiefer herabsank. Den Städten zwar, wie Speier[5], gelang es vielfach von den Landesfürsten sich unabhängig zu machen, aber die Bauern seufzten Jahrhunderte lang unter dem schweren Joche der Leibeigenschaft.

An unmittelbaren Besitzungen gewannen die Bischöfe von Speier im Bezirke Edenkoben folgende.

879 erwarb der Bischof Gebhard I. (847—880) Güter und Leibeigene zu Venningen und Fischlingen[6].

Der Kaiser Heinrich II. schenkte 1006 der Domkirche zu Speier Güter zu Gleisweiler[7].

Im Jahre 1095 soll der Kropsberg (nicht die Kropsburg, die erst um 1206 erbaut wurde)[8], welcher zu den Geschlechtsgütern der rheinischen Pfalzgrafen gehörte, nach dem Tode des Pfalzgrafen Heinrich II. an das Domstift zu Speier unter dem Bischof Johannes I. (1094—1104) gefallen sein[9].

Derselbe Bischof, der letzte Graf im Kraichgau, vermachte dem Stifte die Schlösser Kastanienburg (j. Maxburg), Meistersel u. a.[10].

Die wertvollste Erwerbung aber war die der Grafschaft Lutramsforst (Liutramsforst) im Speiergau mit allen Rechten und Einkünften, die bis dahin die weltlichen Grafen besessen hatten[11].

[1]) S. Hilgard a. a. O. S. 2; Remling, Urkundenbuch I, 2 und Bischöfe I, 180.

[2]) S. Hilgard a. a. O. S. 2; Remling, Urkundenbuch I, 4.

[3]) S. Hilgard a. a. O. S. 5; Remling, Urkundenbuch I, 15.

[4]) S. die betreffenden Urkunden bei Hilgard und Remling. Vgl. auch Remling, Bischöfe I, 242, 249, 250, 290, 324.

[5]) S. Remling, Bischöfe I, 349 f. — Vgl. W. Harster, Mittelalterliche Verfassungskämpfe in Speier in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 38. B. Karlsruhe 1884, S. 210 ff.

[6]) S. Remling, Urkundenbuch I, 9.

[7]) S. Remling, Urkundenbuch I, 22.

[8]) Der Name Kropsberg kommt offenbar davon her, daß der Berg wie ein Kropf (pfälzisch Krop) am Hochberge vorspringt. Vgl. Lehmann, Burgen II, 277.

[9]) S. Gottlob Freiherr v. Dalberg, Briefe zur Erforschung des uralten Schlosses Kropsberg 1778, S. 19. Ueber die übrigen Besitzungen der Bischöfe von Speier siehe Lang, Bayerns Grafschaften, S. 290 ff.

[10]) S. Lang, Bayerns alte Grafschaften, S. 291; Remling, Maxburg, S. 24.

[11]) S. Remling, Urkundenbuch I, 62: Ad Spirensem ecclesiam comitatum in

b. **Das Gaugericht auf dem Lutramsforst oder Stahlbühel bei Frankweiler.**

Kaiser Heinrich IV. schenkte im Jahre 1086 zum Heile seiner Seele (pro remedio animae) dem frommen und weisen Bischofe Huozmann von Speier (1073—1090)[1]), der in den damaligen weltbewegenden Kämpfen zwischen Kaiser und Papst allezeit treu auf Seite des Kaisers gestanden[2]), und dessen Nachfolgern diese überaus wichtige Grafschaft. Nach den Acta Academiae Palatinae (III, 255) war die Grafschaft Lutramsforst gleichbedeutend mit dem Speiergau (pagus Spirensis et comitatus Lutramnesforst geographice sumptus synonyma erant). Den Namen erhielt die Grafschaft von der öffentlichen Gerichtsstätte des Gaues (mallum publicum oder annale placitum oder placitum provinciale), welche auf dem Lutramsforst sich befand[3]). Da über die Lage des Lutramsforstes die Ansichten noch geteilt sind und dieser Forst in der Nähe von Edenkoben liegt, ja von manchen sogar mit der Edenkobener Gewanne „Forst" in Verbindung gebracht wird, so ist es nötig über den Ort des Gaugerichtes hier eingehend zu handeln.

Auf Karl den Großen ist die Einteilung des Reiches in Gaue zurückzuführen, an die Spitze der Gaue stellte er Grafen[4]), deren Amt anfangs nicht erblich war[5]). Diese waren kaiserliche Beamte und saßen in Stellvertretung des Kaisers zu Gericht unterm freien Himmel auf den öffentlichen Malstätten, die auf kleinen Anhöhen, in Wäldern oder bei Landstraßen sich befanden[6]). Doch nicht der Graf allein richtete, sondern er hatte 5—7 Personen zu Beisitzern[7]). Jeder Gau besaß ein solches Gericht oder eine öffentliche Malstätte (mallum publicum)[8]).

Liutramesforste situm, in pago qui dicitur Spirichgowe, cum omni utilitate, quae inde provenire potest, in proprium dedimus. Ea videlicet ratione, ut praedictus episcopus (Huozmann) et successores eius in comitatu illo tale ius et potestatem deinceps habeant, qualem hactenus illic laici comites habuerunt. — Nach Lang (Bayerns alte Grafschaften, S. 291) umfaßte die Gaugrafschaft Lutramsforst nur das Land zwischen der Queich und dem Speierbach, und nach demselben (Bayerns Gaue, S. 130) reichte der Speiergau im Süden bis zur Lauter, später (seit wann?) nur bis zur Queich (S. 131).

[1]) Derselbe stammte mütterlicherseits aus dem salischen Hause und war demnach mit dem Kaiser Heinrich IV. verwandt, woraus sich zum teil dessen Anhänglichkeit an den Kaiser erklärt.

[2]) S. Remling, Bischöfe, I, 313 ff. und Giesebrecht, Kaiserzeit, III, 1. T. S. 356, 460, 501, 523, 609.

[3]) Frey a. a. O. I, 33 übersetzt mallum publicum mit Stahlbühel.

[4]) Das Wort „Graf" ist abzuleiten von dem ahd. gerafa, Aufsicht halten, also ist Graf = Aufseher; ags. gerêfa, vgl. Scherif. Nach Weigand (Deutsches Wörterbuch) kommt „Graf" vom früh-mittellat. gráfio und dieses von γράφειν.

[5]) Vgl. Giesebrecht, Kaiserzeit, I, 70 ff. — Die alten Deutschen wählten die Grafen aus der Zahl der Freien. S. Dahn, die Könige der Germanen, I, 22 ff. Nach der Völkerwanderung aber ernennt der König ganz allgemein die Beamten. S. Dahn a. a. O. I, 34.

[6]) S. Bavaria, Rheinpfalz, S. 605 f. Vgl. Lang, Bayerns Gaue, S. 61.

[7]) S. Birnbaum, Landau, S. 31 und Christoph Lehmann, Speierer Chronik, IV, 8.

[8]) Das Wort mallum oder malum ist abzuleiten von dem ahd. malian, reden, bereden, überreden; es ist also die Stätte, wo öffentlich geredet wird. Von malian ist auch abzuleiten Gemahl = der Ueberredete und Gemahlin = die Ueberredete. — Noch

Als der älteste Graf des Speiergaues ist uns ein gewisser Baugulg überliefert, der in einer Urkunde vom Jahre 771 (anno Caroli M. tertio) erwähnt wird[1]. 906 erscheint Werenhar aus dem salischen Geschlechte als Gaugraf[2] und 982 dessen Enkel Otto[3]. In den Acta Academiae Palatinae[4] sind sämtliche Gaugrafen bis auf die Zeit Heinrichs IV. aufgeführt, durch dessen Schenkung die Grafschaft aus einer kaiserlichen eine bischöfliche ward[5]. Von Kaiser Heinrich V., der weniger freigebig als sein Vater war, lesen wir nicht, daß er die Schenkung Heinrichs IV. ausdrücklich bestätigte, vielmehr erhob er Speier allerdings im Einverständnisse mit dem ihm ergebenen Bischofe Bruno (1107—1123) im Jahre 1111 zu einer kaiserlichen freien Stadt; keiner der Bürger sollte gezwungen werden außerhalb der Stadt seines Vogtes Gericht zu suchen[6]. Der Kaiser Philipp von Schwaben bestätigte 1198 die der Stadt von Heinrich V. verliehenen Freiheiten[7]. Auch die gräflich Leiningischen Besitzungen wurden von der Gaugerichtsbarkeit befreit[8]. So scheinen die bischöflichen Grafschaftsrechte sehr eingeengt und bald auf die unmittelbaren Besitzungen des Bischofes beschränkt gewesen zu sein, von aller weltlichen Gerichtsbarkeit waren die Bistumsangehörigen ohnedies schon vor Otto dem Großen befreit[9]. Die Schenkung Heinrichs IV. hatte schließlich nur die Bedeutung für die Bischöfe, daß ihre Leibeigenen vom Gaugrafengericht eximiert waren; die Gauverfassung löste sich auf, da Bischöfe, Klöster, Grafen und Städte ihre eigene Gerichtsbarkeit erhielten, und Jahrhunderte dauerte es, bis das Reich Appellationsgerichte schuf; von einer einheitlichen Gesetzgebung und Gerichtsverfassung war im alten deutschen Reiche keine Rede mehr. Bald aber erschienen statt der kaiserlichen Gaugrafen kaiserliche Landvögte oder Landrichter im Speiergau (praefecti oder iudices oder advocati provinciales oder procuratores regni)[10]. Als der erste Landvogt

heute finden in manchen Ortschaften an Sonntagen nach dem Gottesdienste auf dem Kirchplatze unter freiem Himmel Versammlungen der Gemeindebürger statt, vom Volke „Malen" genannt, bei welchen der Bürgermeister die öffentlichen Bekanntmachungen mitteilt.

1) S. Acta Acad. Palat. III, 256.

2) Act. Ac. Pal. III, 257.

3) Act. Ac. Pal. III, 259.

4) III, 256—261. — Vgl. Frey a. a. O. I, 58 ff.

5) Act. Ac. Pal. III, 260: Comitatus Spirensis episcopi. — Nach Lehmann (Landau, S. 5 f.) war die Grafschaft über den Speiergau noch im 12. Jahrhundert mit der Kaiserwürde verbunden (dem widerspricht die Schenkungsurkunde Heinrichs IV. vom Jahre 1086), und erst Philipp von Schwaben verwandelte die Grafschaft in eine Landvogtei und übertrug diese um 1206 dem Grafen Friedrich v. Leiningen (diesem Grafengeschlechte soll der ganze Wormsgau gehört haben). — Die Reihenfolge der Landvögte wie der Gaugrafen ist angegeben bei Frey a. a. O. I, 58—63.

6) S. Hilgard, Urkunden zur Geschichte der Stadt Speier, S. 17 ff.; Remling, Urkundenbuch, I, 88 f. und Bischöfe I, 349 ff.; Lang, Bayerns Gaue, S. 131; Frey a. a. O. I, 61; Harster, die Verfassungskämpfe in Speier, S. 211. — In der Urkunde heißt es: Volumus etiam, ut nullus civium nostrorum extra urbis ambitum advocati sui placitum cogatur requirere.

7) S. Hilgard a. a. O. S. 25 f.

8) S. Frey a. a. O. I, 63.

9) S. oben S. 80.

10) S. Acta Acad. Palat. III, 261.

ist uns der Graf Friedrich I. von Leiningen überliefert, der von Kaiser Philipp von Schwaben 1206 ernannt wurde[1]; 1232 bestellt Friedrich II. den Ludwig von Schüpfen zum Landrichter des Speiergaues; 1255 wird Graf Emich IV. von Leiningen[2], der Gründer der Stadt Landau, von König Wilhelm von Holland zum Landvogt ernannt und 1256 von König Richard bestätigt.

Von 1279—1299 ist Graf Friedrich von Leiningen Landvogt[3], 1306 Raugraf Georg, der in Germersheim seinen Sitz hat, seit 1309 Graf Georg v. Veldenz, der gleichfalls in Germersheim wohnt und 1315 durch Kaiser Ludwig den Bayern bestätigt wird[4]. Durch diesen Kaiser wird die kaiserliche Landvogtei in eine kurpfälzische umgewandelt. Schon im Hausvertrage von Pavia 1329 bestellte er seine Neffen, die Pfalzgrafen Rudolf II. und Ruprecht I., zu Landvögten des Speiergaues[5]. 1330 verpfändete der Kaiser die wichtigeren Stücke des Speiergaues an die genannten Pfalzgrafen, weshalb die kaiserliche Landvogtei nur noch geringe Bedeutung hatte und mit der Stelle des Vizedoms in Neustadt verbunden wurde[6]. 1331 verpfändete Ludwig der Bayer auch noch die Landvogtei nebst der Stadt Weißenburg an seine beiden Neffen für 1000 Pfund Heller[7]. Seitdem sind die Vizedome (vicedomini oder Statthalter) von Neustadt zugleich Landvögte des Speiergaues; der Name Landvogt verschwindet, und der Titel Vizedom[8] tritt an seine Stelle; ihren Dingstuhl hatten sie nach Christoph Lehmann zu Neustadt[9] oder nach Geissel[10] zu Winzingen. So wurde Neustadt der Mittelpunkt des Speiergaues und der ganzen linksrheinischen Pfalz.

[1] S. Frey a. a. O. I, 61. — Widder (a. a. O. II, 227) meint (ihm folgt Geissel, Kaiser-Dom, I, 68), erst seit dem Tode des letzten hohenstaufischen Königs (1254) habe die landrichterliche oder landvogteiliche Verfassung ihren Anfang genommen; Ludwig v. Schüpfen ist ihm übrigens bekannt, aber nicht Friedrich I. v. Leiningen.

[2] S. Frey a. a. O. I, 61 und Lehmann, Speierer Chronik, IV, 7 und 21. — Ueber Emich IV. s. Lehmann, Burgen, III, 44 f.

[3] Dieser bestätigte 1279 als Landrichter in Offenbach einen Gütertausch. S. Monast. Palat. III, 132, 195; V, 118.

[4] S. Chr. Lehmann, Speierer Chronik, IV, 7.

[5] S. Frey a. a. O. I, 62.

[6] S. Frey a. a. O. I, 63.

[7] S. Hilgard a. a. O. S. 332 f., wo es heißt: „Wir Ludewick bevelhin unsern lieben vettern und fursten Rudolfe und Ruprechten gebrudern unser und dez richs stat Wiszenburg und besundern die landvogtye ubiral in dem Spirgow. Und sullen sie die stat und die landvogtye inne haben mit allen rechten, bis wir oder unser nachkumen an dem riche gewern und berichten tusent phunt heller gebir, die sie verricht und gewert habent.“

[8] Als die Pfalz später in Oberämter eingeteilt wurde, behielten die Oberamtmänner von Neustadt den Titel „Vizedom“ bei. Doch standen später die hohen adeligen Herren Vizedome nicht persönlich ihrer Stelle vor, sondern Landschreiber verwalteten das Oberamt Neustadt. S. Frey a. a. O. II, 524 ff., wo die Namen sämtlicher Vizedome von Neustadt bis 1756 aufgeführt sind.

[9] Speyrische Chronick, IV, 8; in der angeführten Urkunde von 1333 heißt es: „In des Durchleuchtigen Kaiser Ludewigs von Rome Land-Gericht zu Nuwenstatt“. Und der Anfang des 8. Kapitels lautet: „Die Kayserliche Landvögt im Speyrgau haben ihr mallum oder Landgericht in der Neustadt gehalten.“

[10] Kaiser-Dom I, 68.

Die Bischöfe ernannten zur Ausübung ihrer richterlichen Rechte gleichfalls einen Landvogt. So gab es bis auf Ludwig den Bayern zwei Landvögte im Speiergau, einen kaiserlichen und einen bischöflichen. Bischöflicher Landvogt scheint jener Graf Adolf v. Waldeck gewesen zu sein, der 1256 auf dem Lutramsforste den Waldstreit zwischen dem Kloster Eusserthal und den Geraidebauern zu gunsten des ersteren entschied[1]; Remling (Abteien, I, 200) bezeichnet denselben zwar als kaiserlichen Oberrichter und an einer andern Stelle (Bischöfe I, 495) als Landvogt, allein da damals Graf Emich IV. von Leiningen kaiserlicher Landvogt war, so kann Graf Adolf v. Waldeck nur bischöflicher Landrichter gewesen sein, oder er war vom Könige Wilhelm für jenen Fall eigens abgeordnet. Das Gericht auf dem Lutramsforst war seit 1086 ein bischöfliches geworden, und die dortigen Richter wurden vom Bischofe ernannt. Als ein solcher bischöflicher Richter erscheint ein Ritter Anton v. Kirrweiler[2].

Der Name Lutramsforst kommt zum erstenmale urkundlich 828 vor, in welchem Jahre der Gaugraf Sigger auf dem „Lutramnesforst" eine dem Kloster Hornbach gemachte Schenkung bestätigt[3]. 977 wird die Gründung des Klosters Lambrecht auf der öffentlichen Malstätte Lutramsforst in Gegenwart des Gaugrafen Hugo bestätigt (fundatio monasterii S. Lamberti in Spirigowe an. 977 stabilita est in publico mallo, qui dicitur Luttramnsforst, in praesentia Hugonis comitis. Comitatum ipsum ab hoc malli publici loco deinceps dictum infra videbimus)[4]. So erhielt die Grafschaft später ihren Namen von dem Sitze des Gaugerichtes. Statt Grafschaft des Speiergaues sagte man auch Grafschaft Lutramsforst, wie dies auch aus der oben angeführten Stelle der Acta Acad. Palat. III, 255 hervorgeht.

Der Name „Lutramsforst" wird von Etymologen von liut = Leute, ram = stark und forum = Richterstuhl abgeleitet und übersetzt mit „Dingstuhl der starken Leute"[5]. — Bei dem guten deutschen Worte „Forst" an forum zu denken ist unstatthaft und gesucht, „Forst" ist offenbar nichts anderes als das synonyme Wort für Wald oder Hain; noch im vorigen Jahrhundert (1780—1790) sollen auf dem Stahlbühel bei Frankweiler — diesen Namen führte die Anhöhe im Lutramsforst, auf der das Gaugericht gehalten wurde — nach Mitteilungen von noch lebenden Personen, die dies von ihren Großeltern wiederholt hörten, gewaltige Eichen gestanden haben. Auch Aug. Becker (a. a. O. S. 336) sagt, der Stahlbühel sei „früher mit herrlichen uralten Kastanienbäumen bepflanzt" gewesen.[6])

---

[1]) S. Remling, Bischöfe, I, 495.

[2]) S. Intellegenzblatt von 1829, S. 13.

[3]) S. Acta Acad. Palat. III, 256.

[4]) S. Acta Acad. Palat. III, 258 und Mitteilungen des historischen Vereines der Pfalz von 1880, IX, S. 56 (Stauber).

[5]) S. Frey a. a. O. I, 163. — Auch das Intellegenzblatt von 1827 (S. 270) bemerkt, „daß unter Forst kein Wald zu verstehen, sondern das Wort von forum herzuleiten ist".

[6]) Heute ist die ganze Anhöhe mit Reben bedeckt, und soll der Wein, der an den dortigen Hängen wächst, sehr gut sein.

Ebenso wenig wie „Forst" von dem lat. forum, kommt der zweite Teil „ram" von dem hebr. ram = hoch (wovon Ab-ram = hoher Vater); „ram" kommt ungemein häufig in alten deutschen Wörtern vor und bedeutet „Rabe"; also Ramforst = Rabenforst, wie das nahe Ramberg = Rabenberg ist, Ramburg = Rabenburg, Ramstein = Rabenstein, Godramstein bei Landau = Gottes-Rabenstein (Gotram = Gottes Rabe, ist ein mittelalterlicher Name), Wolfram = Wolf-Rabe, Wolf und Rabe[1]), Ramfried = Rabenfried, ahd. Hrabanfrid[2]). Auch „Lutram" (Liutram, Luitram) ist ohne Zweifel ein Personenname gewesen, und Frey (a. a. O. I, 58) behauptet, der Lutrams-Forst habe von einem seiner Grafen den Namen erhalten und sogar der Gaugrafschaft den Namen mitgeteilt; doch ist uns über einen Grafen „Lutram" nichts überliefert.

Der erste Teil des Wortes, lut oder liut, läßt eine doppelte Auslegung zu; lut oder lud[3]) kommt häufig in altdeutschen Wörtern vor und bedeutet soviel als Ruhm oder berühmt, Ludolf ist = berühmter oder Ruhmes-Wolf, Lutram oder Ludram = berühmter oder Ruhmes-Rabe, Ludwig = berühmt im Kampfe; demgemäß wäre Lutramsforst gleichbedeutend mit „Berühmter Rabenforst". Wer die selten vorkommende Schreibweise „Liutramsforst" für die ursprüngliche hält, muß das Wort ableiten von dem ahd. liut = Volk, Leute[4]), wofür man später luit schrieb, wie in Luitpold (= unter den Leuten kühn), Luitgard (= Leute Schutz oder Garten). Demzufolge wäre Liutram oder Luitram = der Leute oder des Volkes Rabe und Liutramsforst = der Leute oder des Volkes Rabenforst. Dort auf dem Lutramsforste versammelten sich die Leute oder das Volk aus dem ganzen Gaue, und die Raben sammelten sich um den Galgen, der nördlich von der Gaugerichtsstätte errichtet war und an welchen die vom Gaugerichte Verurteilten sofort gehängt wurden. Mit „Lutramsforst" wurde, wie es scheint, die ganze bewaldete Gegend nördlich von der Queich bei Siebeldingen und Godramstein bezeichnet[5]), die Anhöhe aber, auf der das Gaugericht abgehalten wurde, führte den Namen Stahlbühel (Bühel, Bühl, Böhl, Büchel, Bügel = Hügel, verwandt mit Bogen, Bauch, ahd. biugan = biegen, beugen).

Wo nun dieser viel genannte Lutramsforst gelegen ist, darüber sind die Ansichten selbst heute noch sehr geteilt. Prof. Stauber in Augsburg verlegt in seiner Geschichte des Klosters und Dorfes Lambrecht in der Pfalz den „Lutramisforst" in die Nähe von Maikammer, in Klammern

---

[1]) Diese beiden Tiere sind die Begleiter Odins und gelten als Symbole der Heldenkraft und des Sieges.

[2]) S. Weishaupt, Namenbuch, Programm der Studienanstalt Kempten für 1876/77. — Auch der „Ranfels" bei Dürkheim wird vielleicht am einfachsten mit „Rabenfels, Hrabanfels" erklärt; Mehlis (Führer von Dürkheim 1885, S. 104) dagegen bringt das Wort mit der altdeutschen Wassergöttin Rân in Verbindung.

[3]) S. Weishaupt a. a. O. S. 24.

[4]) S. das Glossar in Hahn's althochdeutscher Grammatik von 1875.

[5]) Auch Birnbaum (Landau, S. 91) schreibt: „Der Luitramsforst muß sehr groß gewesen sein."

aber fügt er bei „oder der sogenannte Stallböhl bei Godramstein?"[1]); nicht eine Urkunde weist auf Maikammer hin. Der alte kurpfälzische Regierungsrat Widder (a. a. O. II, 268) meint, ein umsteinter Bezirk, Namens Forst[2]), der nordwestlich von Edenkoben gelegen ist, sei „ohne Zweifel der ehemalige öffentliche Dingplatz (mallum publicum) des Speiergaues"; der einzige Beweis, den Widder für seine Ansicht beibringt, weil nämlich dort zu seiner Zeit (1786) noch ein eigenes Hubgericht von einem Schultheißen und neun Schöffen sich befand, ist unzulänglich; denn ein Hubgericht ist sehr verschieden von dem Gaugericht. Von Widder läßt sich Dochnahl in seiner Chronik von Neustadt (S. 18) leiten, der ebendahin den Lutramsforst verlegt; leider teilt Dochnahl von den „genauesten Untersuchungen", denen zufolge dort der Sitz des Gaugerichtes gewesen sein soll, nichts mit. Geissel[3]) läßt uns die Wahl zwischen der Gewanne Forst bei Edenkoben oder einem Orte in der Nähe der Queich, vielleicht bei Landau. Der so häufig vorkommende Name „Forst" hat viele auf falsche Fährte geführt, ebenso der Umstand, daß es gar viele Dingstätten im Speiergau gab; hatte doch jede Geraide ihr besonderes Gericht oder ihren Geraidestuhl[4]). An das durch seinen vorzüglichen Wein berühmte Dorf Forst bei Deidesheim darf gar nicht gedacht werden, da dieses an der nördlichen Grenze des Speiergaues gelegen ist und der Ort des Gerichtes jedenfalls in der Mitte des Gaues sich befand. Die Acta Academiae Palatinae (d. i. Lamey) sprechen sich daher für einen Ort in der Nähe der Queich aus[5]), ebenso Schöpflin[6]). Christoph Lehmann[7]) erklärt sich für Heinhofen (= Hainhofen, Hanhofen), weil dieses Dorf in der Nähe von Speier, der Hauptstadt des Speiergaues, gelegen sei. Nach Birnbaum[8]) soll das Gaugericht anfangs seinen Sitz in Neustadt gehabt haben, aber durch Kaiser Ludwig den Bayern nach Germersheim verlegt worden sein; die Sache verhält sich gerade umgekehrt, wie wie oben (S. 83) gesehen haben, und gilt dies nur für das 14. Jahrhundert; die alten kaiserlichen Gaugrafen vor 1086 hatten als solche keinen festen Sitz, nur die Gerichtsstätte war fest und befand sich auf dem Lutramsforst, welchen die bischöflichen Landvögte (seit 1086) als Gerichtssitz, wie es scheint, noch lange beibehalten haben. Die kaiserlichen Landvögte

---

[1]) S. Mitteilungen des historischen Vereines der Pfalz von 1880, IX, S. 56, Anm. 4.

[2]) Die Umsteinung ist vollständig verschwunden, aber die Gewanne führt heute noch den Namen „Forst". — Frey (a. a. O. I, 275) spricht die wenig begründete Vermutung aus, der Name der Gewanne Forst bei Edenkoben deute auf ein ehemaliges Dörfchen hin, das dort gestanden; vielmehr deutet der Name darauf hin, daß die Gewanne früher bewaldet war, während heute lauter Weinberge dort sind.

[3]) Der Kaiser-Dom in Speier, 1826, S. 69, Anm. 268.

[4]) S. Intellegenzblatt von 1824, S. 360 und Maurer, Geschichte des öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahrens. Vgl. Kuby a. a. O. II, 53 f.

[5]) III, 255: In centro potius seu meditullio pagi, id est versus Queicham, iudiciorum sedem primariam stabilitam fuisse credendum.

[6]) Alsat. illustr. II, 127 et 401.

[7]) Speyrische Chronik, 4. Ausgabe von 1711, S. 102 (II, 31).

[8]) Landau, S. 90, Anmerkung.

(seit 1206) dagegen haben keinen festen Gerichtssitz mehr, der eine wohnt da, der andere dort, und Urkunden fertigen sie aus, wo sie zu Gerichte sitzen; so hielt der kaiserliche Landvogt Marquard Kaufmann 1277 in Landau Landgericht und stellte dort eine Urkunde aus; 1279 bestätigte der kaiserliche Landvogt Graf Friedrich von Leiningen in Offenbach einen Gütertausch, und in einer Urkunde von 1296 heißt es: Actum in Queich (= Queichheim?)[1]. — Auch an die Gewanne Altenforst bei Burrweiler, wo früher ein Dörfchen gleichen Namens stand[2], hat man gedacht, sowie an Offenbach bei Landau[3]. Das Intellegenzblatt von 1827 (S. 270) hält den „Stallböhl" bei Godramstein für den Lutramsforst, und ihm scheint Stauber (a. a. O.) gefolgt zu sein.

Die drei bedeutendsten Geschichtschreiber der bayerischen Pfalz, Lehmann, Remling und Frey, sprechen sich übereinstimmend für den Stahlbühel bei Frankweiler aus, und stützen sich dieselben auf Urkunden und andere „unverwerfliche Zeugnisse". Ihnen folgen Weiß (a. a. O. S. 11), Kuby (a. a. O. II, 35 und 56), Aug. Becker (a. a. O. S. 336) und Schandein (in der Bavaria, Rheinpfalz, S. 286).

Lehmann berührt die Frage an verschiedenen Orten, so in der Bavaria (Rheinpfalz S. 606 und 639), in seiner Geschichte der Stadt Landau (S. 6) und in seinen „Burgen" (II, 171 und 176). Seit Gründung von Landau um das Jahr 1260 scheint das Landgericht in naher Beziehung zu der neu erbauten Stadt gestanden haben, da Graf Emich IV., der Gründer von Landau, zugleich kaiserlicher Landvogt des Speiergaues war und viel in der neuen Stadt sich aufhielt[4]. Kaiser Ludwig der Bayer verpfändete 1324 die habsburgisch gesinnte Reichsstadt an den ihm ergebenen Bischof Emich von Speier (1314—1328), Grafen von Leiningen, für 5000 Pfund Heller, ausgenommen wurde jedoch das Landgericht des Speiergaues auf dem Lutramsforst[5]. Die kaiserliche Landvogtei des Gaues verpfändete Ludwig 1331 an seine Vettern, die Pfalzgrafen.

Remling (Bischöfe I, 41) meint, schon der heilige Hain der Nemeter sei in dem späteren Lutramsforste bei Godramstein oder Frankweiler zu suchen[6].

Frey (a. a. O. I, 163) stützt sich hauptsächlich auf eine Urkunde v. J. 1285 im Monasticon Palatinum (III, 134), in der ein Weg erwähnt wird, der vom Lutramsforst gegen den Rodenweg führt (via, quae venit a Lutramesvors versus Rodenwec). Der Rodenweg aber existiert noch heute und führt nach dem Stahlbühel bei Frankweiler, welcher nach einer Mitteilung des k. Bezirksgeometers Schaaf in Landau v. 28. Nov. 1886 gleichfalls noch heute so heißt und unter diesem Namen

---

[1]) S. Birnbaum, Landau, S. 90, Anmerkung.

[2]) S. Ministerialrat Heintz in den Mitteilungen des hist. Ver. d. Pfalz v. J. 1875, V, S. 53.

[3]) S. Frey a. a. O. I, 163.

[4]) S. Lehmann, Landau, S. 12.

[5]) S. Lehmann, Landau, S. 26; Schöpflin, Alsat. illust. II, 131; Remling, Bischöfe, I, 584.

[6]) Vgl. Remling, Bischöfe, I, 495 und Abteien, I, 200.

im Katasterplane eingetragen ist. Der Stahlbühel liegt mitten im Speiergaue, und Straßen und Wege führen aus allen Richtungen nach diesem Orte hin, deren Namen, wie Geleitsweg, Armesünderweg, Diebspfad, noch heute an die alte Gerichtsstätte erinnern[1]). Die Anhöhe hat einen breiten Rücken und gewährt gegen Osten und Süden eine wundervolle Fernsicht, ein weites Amphitheater breitet sich vor uns aus, südöstlich erblicken wir das Queichthal mit Godramstein und Landau und südwestlich erhebt sich das pfälzische Wasgaugebirge; die großartige Natur wirkt mächtig auf das Gemüt des Menschen. Im Vordergrunde stand der Dingstuhl der Gaugrafen, im Schatten alter Eichen versammelten sich die Richter, die zu Richtenden und die freien Männer des Gaues, hier wurden im Laufe der Jahrhunderte Tausende von Streitigkeiten geschlichtet und auf der nördlich von der Malstätte gelegenen Galgenhöhe die Strafen an den Verurteilten vollzogen[2]). Südlich vom Stahlbühel erblickt man die Stelle, wo der den Haingeraide-Bauern heilige Dornbusch des Königs Dagobert stand, und wahrscheinlich wurde auch mit Rücksicht auf diese den Bauern heilige Gegend der Lutramsforst zum Sitze des Gaugerichtes gewählt. Auch die uralte Frankenburg soll bei Frankweiler gestanden haben[3]) (manche glauben, in Frankweiler selbst), und mag dieselbe häufig den Gaugrafen zum Aufenthalt gedient haben und ist vielleicht erst dann verfallen, als der Stahlbühel aufhörte Sitz des Gaugerichtes zu sein.

Die alten Gaugrafen (bis 1086) werden nur mit ihrem Vornamen bezeichnet, weshalb von den meisten der Geschlechtsname nicht mehr nachweisbar ist. Da der Ort des Gaugerichtes nicht weit von Edenkoben entfernt lag und dieses die bedeutendste Ortschaft zwischen der Queich und dem Speierbach war, auch eine adelige Familie hier Jahrhunderte lang ihren Sitz hatte, so liegt die Vermutung nahe, daß manche der Gaurichter der adeligen Familie von Edenkoben angehörten und viele derselben öfters ihren Aufenthalt hier nahmen. Ein Ritter Anton v. Kirrweiler war 1256 Richter auf dem Lutramsforste[4]), und so wird auch mancher Ritter v. Edenkoben Beisitzender des Gaugerichtes gewesen sein.

c. Edenkoben unter der Oberherrschaft der Bischöfe von Speier und der Lehensherrschaft adeliger Herren von 1086—1262 n. Chr.

Karl der Große hatte das aus verschiedenen Völkern bestehende Reich mit gewaltiger Hand zusammengehalten; schon unter seinem Sohne Ludwig dem Frommen begann die Auflösung des großen Frankenreiches in seine nationalen Bestandteile; um das Jahr 900 rangen im ostfränkischen (oder

[1]) S. Lehmann, Bavaria, Rheinpfalz, S. 606 und Weiß a. a. O. S. 11.

[2]) Sehr streng waren die Strafen der „guten alten Zeit“; wo heute oft nur geringe Geldstrafen ausgesprochen werden, wurde damals auf Tod durch Henkershand oder auf Handabhauen erkannt. Nach einer Mitteilung in der „Allgemeinen Zeitung“ von 1887 (Beil. S. 229) wurden in dem einzigen Jahre 1720 in der einen Stadt Wien 81 Menschen (darunter 30 Männer, 50 Frauen und 1 Knabe unter 16 Jahren) wegen Gotteslästerung gehängt.

[3]) S. Frey a. a. O. I, 163.

[4]) S. Intellegenzblatt von 1829, S. 13 und Remling, Abteien, I, 199.

deutschen?)[1] Reiche die einzelnen Stämme nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit; Otto I. bändigte mit seltenem Glücke die widerspenstigen Herzöge und Großen, aber seit Heinrich IV. waren die Sonderbestrebungen der geistlichen und weltlichen Herren nicht mehr zu bewältigen, und die alte Gauverfassung löste sich auf. Im Speiergau erlangte der Bischof von Speier 1086 vorübergehend alle Rechte, die seither die kaiserlichen Gaugrafen ausgeübt hatten, und dauernd die Befreiung der Bistumsangehörigen von der richterlichen Gewalt der kaiserlichen Beamten, die seit Auflösung der Gaue Landvögte heißen. 1111 wurde auch die Stadt Speier von der Gewalt der Gaugrafen befreit und erhielt einen eigenen Grafen (comes) oder Vogt (advocatus), desgleichen bald die Leiningischen Besitzungen. 1330 gelangten die wichtigeren Stücke des den Kaisern noch gehörenden Speiergaues an die Kurpfalz, und damit waren kaiserliche Landvögte überflüssig geworden, es gab nur noch Landvögte oder Landrichter der Territorialherren.

Edenkoben war (wie andere Dörfer der Umgegend) um das Jahr 1100 bischöflich speierisch geworden; die Bischöfe gaben ihre Besitzungen wieder an andere Herren zu Lehen, und so kam es, daß in Edenkoben mehrere Adelsfamilien begütert waren, vor allem das reichste und vornehmste Geschlecht des Landes, die Grafen v. Leiningen, die ihren Hauptsitz im Wormsgau (nördlich von der Isenach) hatten, aber später auch im Speiergau ansehnliche Besitzungen erwarben. Graf Emich IV. war kaiserlicher Landvogt des Speiergaues unter den deutschen Königen Wilhelm von Holland und Richard von Cornwallis und hat sich durch Gründung der Stadt Landau um 1260 einen unvergänglichen Namen gemacht. Mehrere Grafen v. Leiningen waren Bischöfe von Speier, darunter Heinrich II. (1245—1272), der seinen Bruder Emich IV. bestimmte zu gunsten des 1230 in Harthausen bei Speier gegründeten und 1262 nach Edenkoben verlegten Klosters Heilsbruck auf die Rechte eines Drittels des Zehnten und Pfarrsatzrechtes zu verzichten, dafür aber für sich und seine Familie ein ewiges Seelgerette zu stiften (ob remedium perpetuum animae nostrae fratrisque nostri comitis Emechonis parentumque nostrorum)[2].

Als zweiter Besitzer wird ein Ritter Heinrich v. Ruprechtsberc (Rupertsberg) genannt, der die den Grafen v. Leiningen zustehenden Rechte

[1]) Der Name „Deutsche" kommt nach Giesebrecht (a. a. O. I, 766) zuerst in Urkunden Ottos des Großen vor, kam aber im 10. Jahrhundert nicht recht in Gebrauch; dagegen bezeichnen die italienischen Schriftsteller, welche bald erkannten, daß die Deutschen trotz innerer Gegensätze ein im ganzen gleichartiges und von den Italienern sehr verschiedenes Volk waren, bereits um das Jahr 1100 allgemein unser Volk mit dem Namen „deutsch"; in Deutschland selbst gewinnt erst nach dem Jahre 1050 der Name „deutsch" für das ganze Volk Anerkennung. So erhielten die Deutschen immer erst von den Fremden ihren Gesammtnamen, von den Kelten (?) und Litauern wurden sie Germanen genannt, von den Franzosen Alemannen (Allemands), von den Italienern Deutsche.

[2]) S. Nova subsidia diplomatica I, 148 und Monasticon Palatinum V, 85 sqq., wo es (V, 90) heißt: Pro nostrae (i. e. episcopi) salutis augmento transtulimus. — S. Extraktbuch des Klosters Heilsbruck im Kreisarchiv zu Speier. — Cf. Subs. dipl. V, 130.

in Edenkoben gekauft und als Afterlehen besaß; Heinrich trat seine Rechte wieder an den Grafen Emich IV. ab, dieser an seinen Bruder den Bischof als Oberlehensherrn und der Bischof endlich mit Zustimmung des Domkapitels an das Kloster Heilsbruck[1]).

Das dritte in Edenkoben begüterte Adelsgeschlecht waren die Herren v. Breitenstein, so genannt von einer Burg im Elmsteiner Thale[2]), welche zugleich Ganerben (d. i. Mitbesitzer) der Kropsburg waren[3]). 1257 wird ein Ritter Burkart (Burcard, Burchard, Burkhard, Burkhart) v. Breitenstein erwähnt[4]), der letzte seines Stammes. Derselbe verkaufte 1262 die Hoheits- und Vogteirechte über die zwei Dörfer Edenkoben und Vazzenhofen nebst zwei Dritteln[5]) des Zehnten und dem damit verbundenen Pfarrsatzrechte[6]), außerdem noch mehrere Aecker, Wiesen und Weinberge, welche er zu eigen besessen hatte, mit Zustimmung seiner beiden Stiefsöhne Konrad und Heinrich v. Hohenberc[7]) und des Gemahles seiner Stieftochter, Friedrich v. Winestein (Weinstein), welchen er Anwartschaft auf diese Rechte und Güter gegeben hatte, für 300 Mark reinen Silbers an das Kloster Heilsbruck in Edenkoben[8]).

---

[1]) S. Nov. Subs. dipl. I, 148 und Mon. Pal. V, 90, wo es heißt: Heinricus miles de Rupertsberc tertiam partem decimationum in villis Vazzenhoven et Etenkoben cum eo iure patronatus annexo resignavit.

[2]) Diese besaßen außer den Vogtei- und Hoheitsrechten bedeutende Ländereien in Edenkoben nicht als Lehen, sondern als Eigentum, wie aus dem Mon. Pal. V, 87 sq. hervorgeht, und deshalb ist anzunehmen, daß sie das alte Edenkobener Adelsgeschlecht sind und vor Erbauung der Burg Breitenstein zum Schutze ihrer Güter im Elmsteiner Thale Ritter v. Edenkoben geheißen haben; vielleicht stammen sie von der oben (S. 75) genannten Frau Landrad ab. Vgl. Intellegenzblatt von 1828, S. 385 und Frey a. a. O. I, 223.

[3]) S. Lehmann, Burgen, II, 367.

[4]) S. Lehmann, Burgen, II, 368.

[5]) Nicht 1 Drittel, wie Remling (Heilsbruck S. 18) und Lehmann (Burgen, II, 368) angeben. Denn ein Drittel des Zehnten (tertia pars decimationum) stand dem Ritter Heinrich v. Rupertsberg zu, demnach muß der Rest (= 2 Drittel) dem Ritter Burkart v. Breitenstein gehört haben, da andere Besitzer nicht erwähnt werden und das Kloster den ganzen Zehnt nebst allen übrigen Rechten seitdem besaß.

[6]) Demnach wurden die Pfarrer früher von den adeligen Herren ernannt, die sich vorher über die betreffende Person zu einigen hatten.

[7]) Wahrscheinlich hatten diese in Edenkoben begüterten Ritter ihren Namen vom Hochberg oder Hohenberg bei Edenkoben.

[8]) S. Acta Acad. Palat. II, 9; Subs. dipl. V, 310; Nova subs. dipl. I, 148; Mon. Pal. V, 85 sqq., wo es heißt: Burchardus miles dictus de Breitenstein, qui dominium tenebat in villa Vazzenhoven et villa contigua quae dicitur Etenkoben, ita quod quidquid iuris in advocatia seu in decimationibus, in agris, in pratis, in pascuis, in molendinis et molis, in viis et inviis, in aquis aquarumque decursibus, in fundis et iure patronatus annexo, in mancipiis, in aedibus et aedificiis et aliis, in quibus usum aut usufructum, proprietatem et possessionem vel dominium quocunque modo tenebat vel ad ipsum pertinere constabat, vendidit Abbatissae et Conventui de Ponte Salutis pro trecentis marcis puri argenti. Primo quidem terras et vineas, prata et alia, quae proprietatis titulo aut iure hereditario possederat, cetera vero, quae fuerunt feodalia, utpote ius Advocatiae, item fundos ac decimationes cum iure patronatus annexo . . . . tradidimus beatae Mariae semper virgini, cuius patrocinio Monasterium ipsum de Ponte salutis noscitur dedicatum . . .

Demnach hatten bis zum Jahre 1262 außer dem Bischofe von Speier fünf Adelsgeschlechter, nämlich die Grafen v. Leiningen und die Ritter v. Rupertsberg, v. Breitenstein (= v. Edenkoben), v. Hohenberg und v. Winestein, Güter und Rechte in Edenkoben. Aus den betreffenden Urkunden geht zugleich hervor, daß Edenkoben damals unter der Oberherrschaft der Bischöfe zu Speier stand.

Aber auch in jedem Dorfe des Kantons[1]) wohnte ein Rittergeschlecht, das von dem betreffenden Dorfe seinen Namen hatte. So gab es Herren v. Venningen[2]), v. Altdorf, v. Böbingen, v. Gommersheim[3]), v. Kirrweiler[4]), v. Edesheim (Oedesheim)[5]), v. Hainfeld[6]), v. Weyher[7]), v. Böchingen. In Rhodt wohnte im 13. Jahrhundert eine Ritterfamilie in einem „Burglein"[8]), und die Gerichtsbarkeit über die Bewohner von Burrweiler stand den Edlen von Tan (= Dahn) zu[9]).

Hier ist auch der in der Gegend von Edenkoben vom Adel errichteten Burgen kurz Erwähnung zu thun[10]). Zuerst wurde die Rietburg (= Rippurg) erbaut zum Schutze des Abschnittes zwischen dem Edenkobener und dem Modenbacher Thale von den Herren v. Riet, die ursprünglich am Rheine um Speier und Germersheim begütert waren. Der erste in Ur-

---

Conradus et Henricus de Hohenberc privigni sui et Fridericus de Winestein, maritus privignae ipsius Burchardi, quibus dicta feoda deputaverat, resignaverunt . . . Nulla potestas, nullus iudex, nullave saecularis aut ecclesiastica persona quidquam potestatis aut iuris in villis Vazzenhoven et Etenkoben sibi audeat vindicare; sed ad Nos solummodo nostrosque successores Spirenses episcopos respectum habebunt in cunctis necessitatibus suis, cum summa devotione requirent, salva quod Nobis sit iustitia de parochiali Ecclesia ibidem sita debita . . . In iure Advocatiae hoc reservamus, quod Advocatus, qui de manifestis sceleribus iudicet, puniat per episcopum Spirensem, praedictis villis et villanis praeficiatur . . . Scultetum Abbatissa loci praeficiat . . . Sciant eis omne genus alienationis esse prohibitum . . .

1) S. Frey a. a. O. I, 235 ff.

2) Siehe oben S. 5; Frey a. a. O. I, 282 (schon 1080 wird ein Edler v. Venningen genannt); Häusser a. a. O. I, 275, 373, 401, 455, 471, 573, 625; II, 8, 15, 180; Widder a. a. O. II, 234; Intellegenzblatt v. 1828, S. 385.

3) S. Lehmann, Burgen, II, 277.

4) S. Frey a. a. O. I, 262 (urkundlich erwähnt 1209—1389); Intellegenzblatt v. 1829, S. 13.

5) S. Lehmann, Neustadter Thal, S. 103.

6) Schon 1168 wird ein Marquardus de Heinvelt erwähnt. S. Cod. Lauresh. I, Nr. 160.

7) Ein Ritter Marquard tritt 1194 in einer Urkunde des Kaisers Heinrichs VI. als Zeuge auf. S. Frey a. a O. I, 284. — Ein Ritter Gozo v. Wilre besaß 1277 Lehengüter zu Vazzenhofen. S. Nov. subs. dipl. VII, 227 und Lehmann, Burgen, II, 421.

8) Das Geschlecht der Herren v. Rod scheint früh erloschen und das „Burglein" bald zerfallen zu sein. S. Frey a. a. O. I, 278; Nov. subs. dipl. XII, 145, 166, 233.

9) Im Mon. Pal. III, 101 heißt es in einer Urkunde von 1278: Nos Fridericus miles dictus de Tan constare volumus, quod Bubenwilre villae iurisdictio ad Nos pleno iure spectare dinoscitur.

10) Eine ausführliche „Urkundliche Geschichte der Burgen und Bergschlösser der bayerischen Pfalz" besitzen wir in fünf Bänden (1857—1866) von Johann Georg Lehmann; es ist das Hauptwerk des hervorragenden pfälzischen Geschichtschreibers. S. Giesebrecht in den Verhandlungen der phil.-hist. Klasse der Akademie der Wissenschaften in München v. 1877, S. 80.

kunden genannte Herr v. Riet heißt Konrad (1149—1184); dessen gleichnamiger Neffe erbaut die Rietburg in den Jahren 1200—1204 während der Wirren unter den Gegenkönigen Philipp von Schwaben und Otto IV. Der Neffe des Erbauers, Hermann v. Rietberg (oder Rietburg)[1]), war ein Anhänger der Hohenstaufen und wird von fast allen Geschichtschreibern als gefährlicher Raubritter geschildert, weil er die Gemahlin des deutschen Königs Wilhelm von Holland, Elisabeth, eine geborene Welfin, die in der Begleitung des Reichsstatthalters Grafen Adolf v. Waldeck im November 1255 von Worms nach der Reichsfeste Trifels einen Lustritt machen wollte, bei Edesheim[2]) überfiel, nebst ihrem ganzen Gefolge gefangen nahm und auf die Rietburg verbrachte; nachdem er die Königin ihrer Kleinodien und sonstigen Kostbarkeiten beraubt, entließ er sie wieder am 4. Dezember 1255 zur Schande und zum Schimpfe des Königs und des Reiches, wie der Chronist hinzufügt[3]), vielleicht weil er hoffte, das sich über ihm zusammenziehende Unwetter zu beschwören[4]). Doch hierin täuschte er sich; denn die Fürsten und Städte waren entschlossen, für die kecke That des Landfriedensbrechers Rache zu nehmen. Der Herzog Ludwig II. der Strenge von Bayern, der die Pfalzgrafschaft am Rhein besaß (diese war seit 1228 an das Haus Wittelsbach gelangt), der Graf Friedrich v. Leiningen, der Neffe des Speierer Bischofes Heinrich II., die Raugrafen, die Bürger der Städte Worms, Oppenheim und Mainz zogen mit großer Heeresmacht vor die Burg, die sich nicht lange hielt. Doch scheint die Uebergabe trotz der entgegengesetzten Behauptung von Lehmann und Remling[5]) keine unbedingte gewesen zu sein, da Ritter Hermann persönlich unverletzt blieb und mit dem Reichsstatthalter Grafen Adolf v. Waldeck sich bald wieder versöhnte (wahrscheinlich erwirkte er durch die Geiseln, die er noch in Händen hatte, die Sicherheit seiner Person). Hätte man den Ueberfall als gemeinen Raubritterstreich betrachtet, so hatte der Ritter v. Rietburg den Tod durch Henkershand verdient; da er aber als Anhänger der Hohenstaufen die Königin und den Reichsstatthalter gefangen nahm und die Gefangenen nicht verletzte und sie bald wieder entließ, so erschien die That Hermanns selbst seinen damaligen Feinden in milderem Lichte; unbestraft freilich konnte er nicht bleiben, da er den von dem Städtetag zu Oppenheim erst jüngst (am 10. November 1255) aufgerichteten Landfrieden gebrochen hatte. So verlor denn der Ritter Hermann für sich und seine Nachkommen die Rietburg, die zur Reichs-

[1]) Militaris homo Hermannus de Riberg wird er von dem Abt Trithemius von Sponheim genannt. S. Acta Acad. Palat. VII, 208 sqq. und Annal. Hirsaug. I, 594. — Zur Rietburg gehörten die Dörfer Weyher und St. Martin. S. Lehmann, Burgen, II, 268 und 277.

[2]) Non procul a Landaugia (Landau). S. Chron. Hirs.

[3]) S. Chron. Hirs. 1559, p. 246.

[4]) Remling (Bischöfe I, 495) schildert die Sache nach dem Chron. Wormat. so, als ob die Königin erst dann ihre Freiheit wieder erlangte, als die Fürsten und die Städte den Ritter zur bedingungslosen Uebergabe genötigt hatten. Diese Darstellung ist unwahrscheinlich; die Städtechronisten stellten die Uebergabe gerne als eine bedingungslose dar, um die That der Bürger als eine recht glänzende erscheinen zu lassen.

[5]) S. Lehmann, Burgen II, 266 und Remling, Bischöfe, I, 495.

feste erklärt ward. Nur noch einmal 1256 wird Hermann v. Rietberg genannt, dann verschwindet er und sein ganzes Geschlecht aus der Geschichte[1]. Die Burg aber gab König Rudolf v. Habsburg den ihm verwandten elsässischen Herren v. Ochsenstein, 1291 kam sie an die Grafen v. Leiningen und zwischen 1305—1325 an die Bischöfe von Speier, die so einen militärischen Stützpunkt in der Gegend erhielten[2].

Fast gleichzeitig mit der Rietburg (1204) trat die Kropsburg ins Dasein um das Jahr 1206[3]. Wegen der herrschenden Unsicherheit unter den Gegenkönigen Philipp und Otto IV. erbauten die in der Gegend wohnenden Ritter und Adeligen (die Herren v. Edenkoben oder v. Breitenstein, v. Venningen, Altdorf, Duttweiler, Lachen, Böbingen, Gommersheim,

---

[1]) Der Gegenkönig Wilhelm starb bald nach dem Vorfalle am 28. Januar 1256. S. Lehmann, Burgen, II, 266 und Grotefend, Historische Chronologie des Mittelalters und der Neuzeit, S. 69. — Daß sich die Dichtkunst des interessanten Stoffes bemächtigen würde, war zu erwarten. S. die Sagen der Pfalz von Baader und Moris, Göpel, Stuttgart 1842, S. 241 ff. (Fr. Otte). — Nach Beyerlins fabelhafter Chronik starb Gangolf, der letzte Herr zu Rippurg, 393 n. Chr. ohne Kinder, und fiel dessen Herrschaft an das Kaisertum. So geht es in der ungereimtesten Weise fort.

[2]) S. Lehmann, Burgen, II, 266 ff. und Bavaria, Rheinpfalz, S. 292 (Schandein) und S. 638 (Lehmann). Schandein macht aus dem Ritter Hermann einen „Grafen“. — Aus einer von Kaiser Otto IV. 1210 ausgestellten Urkunde hat Remling (Bischöfe I, 433) den irrigen Schluß gezogen, daß die Rietburg oberhalb Edenkoben schon vor 1210 ein Lehen des Speierer Hochstiftes gewesen sei. Mit Recht macht Lehmann (Burgen II, 263 f.) darauf aufmerksam, daß es in der Urkunde von 1210 heißt, daß der Graf Konrad v. Zollern, Burggraf von Nürnberg, nur auf jenes Lehen Verzicht leistete, das er von der Speierer Kirche besaß und dem Konrad v. Rietberg als Afterlehen übertragen hatte (totum et integrum feudum illud, quod ab ipso (sc. comite) tenuit Cuonradus de Rietperg, et quod idem comes de Zolre et burggravius de Nuorenberg ab ecclesia Spirensi habebat, in manus Cuonradi episcopi resignavit). Daß dieses Lehen die Rietburg gewesen, steht nirgends, sondern es heißt nur, daß Konrad v. Rietberg jenes ganze Lehen besaß; wo dasselbe lag, ob diesseit oder jenseit des Rheines, ist nicht angegeben; jedenfalls war es nicht die Rietburg, da diese nach ihrer Einnahme Ende 1255 zur Reichsfeste erklärt ward, während sie als erledigtes Lehen der Speierer Kirche an diese hätte zurückfallen müssen. Doch mögen die Herren v. Riet (oder Rietberg, wie sie seit 1204 heißen), die in der Nähe von Speier begütert waren, außer dem 1210 genannten Afterlehen noch andere Güter von den Bischöfen zu Lehen getragen haben, wie sie auch mit Zustimmung der Speierer Bischöfe und zum Schutze der ansehnlichen bischöflichen Besitzungen am oberen Hartgebirge die Rietburg (im Gebiete der freien Haingeraiden) erbaut haben mögen. Unter Kaiser Friedrich II. entzweiten sich die Ritter v. Rietberg mit den Speierer Bischöfen; denn letztere ergriffen gegen die Hohenstaufen Partei: Bischof Konrad IV. (1233 bis 1236) stellte sich auf die Seite des aufrührerischen Königs Heinrich (s. Remling, Bischöfe, I, 467); Bischof Konrad V. (1237—1245) hielt zum Papste Innocenz IV. (s. Remling, Bisch. I, 477); Bischof Heinrich II. (1245—1272), ein Graf v. Leiningen, wählte 1246 Heinrich Raspe (s. Remling, Bisch. I, 482) und nach dessen Tod 1247 Wilhelm von Holland zum Gegenkönig (s. Remling, Bisch. I, 483). Die Ritter v. Rietburg dagegen blieben treue Anhänger des Hohenstaufischen Hauses und wurden deshalb in deren tragisches Geschick verstrickt. Der Neffe des Bischofes von Speier, Graf Friedrich v. Leiningen, befand sich unter den Belagerern der steilen Bergfeste. Hätten die Hohenstaufen gesiegt, so würden die kühnen Herren v. Rietberg vielleicht noch eine bedeutende Rolle in der Geschichte gespielt haben und nicht als Raubritter und Wegelagerer gebrandmarkt worden sein.

[3]) S. Lehmann, Burgen, II, 277 und Bavaria, Rheinpfalz, S. 653 f.

Freisbach, Weingarten u. a.) zum Schutze ihrer Familien und ihres Eigentums eine gemeinsame Feste oder Ganerbenburg, in welche man sich bei Kriegen und Unruhen mit der beweglichen Habe zurückziehen konnte. Edenkoben selbst war zu weit ausgedehnt, um es befestigen zu können, auch hielt man sich für viel gesicherter in einer auf einem Berge erbauten Burg als in einer in der Ebene liegenden Festung. Für den angegebenen Zweck erschien am geeignetsten der zwischen dem Edenkobener und dem St. Martiner (= Krops-) Bache gelegenen Kropsberg. Schon 1210 wird ein Heinricus de Crophisberg erwähnt[1]), der mit Kaiser Otto IV. nach Italien gezogen war. Die Burg befand sich Jahrhunderte lang im gemeinsamen Besitze mehrerer Adelsgeschlechter (Ganerben), von welchen das berühmteste die Freiherren v. Dalberg waren. Eine Familie mußte ihren Wohnsitz in der Burg nehmen und erhielt von dieser den Namen[2]).

Die Kästenburg (Maxburg) wurde im 12. Jahrhundert erbaut[3]) und befand sich urkundlich nachweisbar bereits 1231 im Besitze der Bischöfe von Speier[4]).

Zum Schutze des Einganges in das Modenbacher Thal wurde die Reichsfeste Geisburg errichtet und den Herren v. Tan (Dahn) als Reichslehen übertragen, welches diese schon im 13. Jahrhundert besaßen und bis zu ihrem Aussterben 1603 behielten[5]).

Im Modenbacher Thale selbst wurde zur Sicherung des Ueberganges in das Ramberger Thal die Reichsburg Meistersel angelegt, welche urkundlich zuerst 1186 erwähnt wird und vielleicht den Kaiser Friedrich Barbarossa zum Erbauer hat[6]). Auch diese Burg erwarb das Bistum Speier im 15. Jahrhundert und vermehrte so seine zahlreichen Besitzungen am oberen Hartgebirg.

Die Burg Scharfeneck bei Gleisweiler wurde nach Lehmann[7]) mit Gewißheit von Kaiser Friedrich I. Barbarossa erbaut, der sich viel in unserer Gegend aufhielt und auch die Reichsfeste Ramburg ins Dasein rief[8]). 1339 kam ein Anteil an Scharfeneck an den Pfalzgrafen Rudolf II.[9]). 1416 erlosch das alte Geschlecht der Herren v. Scharfeneck,

---

[1]) S. Remling, Urkundenbuch, I, 145 f.

[2]) S. Lehmann, Burgen, II, 276.

[3]) Nach Remling (Maxburg 1844, S. 22) vielleicht schon im 11. Jahrhundert. Vgl. dagegen Lehmann, Burgen 1857, II, 305.

[4]) S. Lehmann, Burgen, II, 306. — Nach Remling (Maxburg, S. 24) übergab der Bischof Johann I. (1090—1104) schon am 6. Januar 1100 dem Domstifte zu Speier die Kästenburg auf ewige Zeiten. Doch stützt sich Remling hiebei auf den wenig zuverlässigen Eysengrein, dessen „Werke viel Fabelhaftes und Falsches eingemengt ist", wie Remling (Bischöfe, I, 9) selbst sagt. — Vgl. Lang, Bayerns Grafschaften, S. 291.

[5]) S. Frey a. a. O. I, 246 und Lehmann in der Bavaria, Rheinpfalz, S. 639.

[6]) S. Lehmann, Burgen, II, 233. — Die Burg mag einem kaiserlichen Hof- oder Saalmeister (magister curiae) zur Wohnung gedient und daher ihren Namen (Meister des Saales, abgekürzt Meistersal, Meistersel) erhalten haben. S. Lehmann a. a. O. S. 232.

[7]) Burgen II, 171.

[8]) S. Lehmann, Burgen, II, 207.

[9]) S. Lehmann, Burgen, II, 181.

und der Kurfürst Ludwig IV. von der Pfalz zog die Feste als heimgefallenes Lehen ein. Friedrich der Siegreiche übergab die Burg seinem Sohne Ludwig von der Klara Dettin, von welchem die Grafen (seit 1711 Fürsten) v. Löwenstein stammen.

So sehen wir die Kurfürsten von der Pfalz mit den Bischöfen von Speier um die Herrschaft am oberen Hartgebirge ringen.

Die Expropriation der in Edenkoben begüterten Adeligen war entschieden im Interesse des Klosters gelegen, Streitigkeiten und Uebergriffen von seiten dieser Herren wurde dadurch vorgebeugt; dem weisen Bischofe Heinrich II. hatten die Nonnen diese günstige Sachlage zu danken. Für Edenkoben hatte die Verlegung des Klosters Vorteile wie Nachteile im Gefolge; daß die Gemarkung der Gemeinde nach Norden hin so sehr eingeengt ist, hat jedenfalls seinen Grund darin, daß die kraftvollen Besitzer der nahen Kropsburg die Ausdehnung des schwachen Frauen gehörigen Territoriums von Edenkoben verhinderten, was ein Nachteil ist für alle Zeiten.

Mit Verlegung des Klosters Heilsbruck nach Watzenhofen 1262 beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte von Edenkoben. Während seither der Adel die Gewalt ausübte, so ist es nun die Aebtissin und der Konvent des Klosters, welche die Geschicke der Bewohner bestimmen. Mild und wohlwollend mag die Herrschaft der Nonnen gewesen sein, aber auf die Dauer war es immer besser für die Beherrschten, wenn eine Regierung stark und gerecht, wenn auch streng gewesen ist; das Messer, welches schneidet, bringt oft Rettung von sonst unheilbaren Uebeln.

Gegen Ende des Zeitraumes wird Edenkoben wiederholt in Urkunden erwähnt. 1256 schenkten der Schultheiß Marquard von Neustadt und dessen Gattin Dolmut zum Heile ihrer Seelen alle ihre Güter in Edenkoben dem Kloster Eusserthal[1]).

1267 verzichtet derselbe Marquard von Neustadt auf alle Rechte, die ihm in Ansehung gewisser Güter in Edenkoben (ratione quorundam bonorum in Ettenkoben) zustanden oder zuzustehen schienen, zu gunsten des Klosters Eusserthal[2]).

In einer Urkunde v. 20. Okt. 1256 wird eines Streites erwähnt, den der Abt von Eusserthal mit dem Priester Wernher von Kannele (Kandel?) vor den Speierer Richtern in Gegenwart des Domkapitels (iudices Spirenses in praesentia Capituli Spirensis) wegen des Besitzes zweier Morgen Wingert in Vatenhoven (= Watzenhofen) führt. Die Richter sprachen dem Priester Wernher die Weinberge als Eigentum zu,

---

[1]) S. Monast. Palat. III, 42: Marquardus scultetus de Nova civitate et uxor eius Dolmut omnia bona, quae habebant in Ethingovia, contulerunt beatae virgini Mariae in Uzerstal pro salute animarum suarum. — Der Herzog Ludwig II. der Strenge von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein und Herr von Neustadt, machte Rechte auf die Güter geltend (Dominus meus dux ius in eisdem bonis sibi usurpare intendebat), doch, wie es scheint, ohne Erfolg. — Als Zeugen sind unterzeichnet: Antonius de Kyrwilre, Billungus ibidem, Theodoricus de Rode.

[2]) S. Nov. subs. dipl. 12, 193; Mon. Pal. III, 54. — Wahrscheinlich bezog sich der Verzicht auf die 1256 dem Kloster geschenkten Güter.

doch sollen er und seine Erben alljährlich im Herbste 1½ Ohm reinen Weines Speierer Maßes von diesem Weinberge oder den in Edenkoben gelegenen an das Kloster Eusserthal geben (singulis annis in autumno in eisdem vineis vel in villa Etencoben amam et dimidiam puri vini mensurae Spirensis solvent Abbati et Conventui Uterinae Vallis).[1]) Da das Kloster Eusserthal später nicht mehr in Edenkoben begütert erscheint, so ist anzunehmen, daß es seine Güter daselbst an das Kloster Heilsbruck gegen andere näher bei Eusserthal gelegene austauschte.

In jener Zeit werden auch zum erstenmale die zwei Städte genannt, die später die Bedeutung von Edenkoben herabdrückten, da sie, am Eingange großer, das Hartgebirge durchschneidender Thäler gelegen, zu Knotenpunkten des Verkehres wurden und dadurch immer mehr sich vergrößern, während Edenkoben Mühe hat weitere Verluste abzuwenden.

Neustadt wird zuerst urkundlich 1255 als eine pfalzgräfliche Besitzung des Herzogs Ludwig II. des Strengen von Bayern erwähnt; indessen ist gewiß, daß Neustadt schon lange vorher eine bedeutende Ansiedelung war[2]).

Landau (= des Landes Aue) wurde um 1260 aus den Dörfern Brunheim (oder Oberbornheim), Eutzingen, Servelingen und Mühlhausen vom Grafen Emich IV. v. Leiningen gegründet, und da dieser zugleich kaiserlicher Landvogt des Speiergaues war, so kam das Gaugericht in nähere Beziehung zu der neu gegründeten Stadt[3]).

Was endlich die materiellen und rechtlichen Verhältnisse der Bewohner in jener Zeit betrifft, so waren diese, mit unseren heutigen Zuständen verglichen, recht traurige zu nennen. Die besiegten Alamannen und ihre Nachkommen im fränkischen Gebiete wurden mancipia (Leibeigene, Feldbauern) oder servi (Knechte, Hausbedienstete), und von den stolzen freien Franken, die einst sogar ihrem großen König Chlodwig selbständig gegenübergetreten und denselben nur als Ersten unter Gleichen hatten gelten lassen, war die große Mehrzahl zu Leibeigenen herabgesunken. Der berühmte Geschichtschreiber der deutschen Kaiserzeit äußert sich über die bezüglichen Zustände im deutschen Reiche während des 10. Jahrhunderts also: „Im allgemeinen nahm die Zahl der freien Leute, die ihren eigenen Hof bauten und schützten, von nun an mit unaufhaltsamer Schnelligkeit ab. Es blieben endlich nicht viele, die sagen konnten, nur von Gott im Himmel und dem Sonnenlicht trügen sie ihr Gut zu Lehen; die meisten konnten nahe genug den Herrn finden, auf dessen Gebot sie entweder ihr Roß zum Herrendienst satteln oder den Gaul vor den Pflug spannen mußten. . . . Wer aber gewann bei dieser großen Veränderung, welche nicht allein tief in alle Besitzverhältnisse, sondern auch in die Heeres- und Gerichtsverfassung eingriff, wer anders als der Adel und die Kirche? Von Tag zu Tag mehrte sich auf den großen weltlichen und geistlichen Gütern die Masse der Hintersassen und Knechte,

[1]) S. Mon. Pal. III, 38 sq.
[2]) S. Lehmann, das Neustadter Thal, 1841, S. 4.
[3]) S. Lehmann, Landau, S. 7 ff.

von Tag zu Tag wuchs die Zahl der streitbaren Vasallen und Ministerialen an den Höfen der Bischöfe und Grafen, und in demselben Maße steigerten sich der Trotz und die Hoffart dieser Herren, die, kleinen Königen gleich, durch keine höhere Gewalt gebunden, ihre Händel mit wilder Rauflust auskämpften."[1])

Welches aber waren die Ursachen dieser betrübenden Aenderung der Dinge? Vor allem trat in Folge der vielen Kriege Verarmung des gemeinen Mannes ein, nur in seltenen Fällen konnte der Arme sich wieder emporschwingen; in den Händen weniger geistlichen und weltlichen Großen sammelten sich die Reichtümer der Nation; die stetig sich mehrende Zahl der Klöster entzog vielen Freien Grund und Boden, und für die wachsende Bevölkerung war urbar zu machendes Land in entsprechendem Maße nicht mehr vorhanden; es blieb deshalb vielen freien Männern nichts anderes übrig als Bedienstete und Leibeigene (mancipia) der Klöster zu werden; außerdem führten Unglücksfälle, Spiel, gesetzliche Strafen, wenn einer das Wergeld (d. i. die gerichtliche Geldstrafe) nicht erlegen konnte, und Gewaltthat der Großen das gleiche Ergebnis herbei; jeder Kampf gegen diese übermächtigen Verhältnisse brachte den Betreffenden das gänzliche Verderben[2]). Selbst Geistliche, deren Eltern Leibeigene waren, wurden trotz der Beschlüsse der Konzilien und der Dekrete der Könige vielfach ebenso behandelt. Die Leibeigenen bildeten einen Mittelstand zwischen Sklaven und Freien, sie waren mit ihren Frauen und Kindern Eigentum ihrer Herren, sie durften in der Regel kein Grundeigentum erwerben, sie waren frohndepflichtig, ihr Herr konnte sie nach Willkür verkaufen, vertauschen und verschenken; wurde ein Leibeigener verletzt, so erhielt sein Herr das Buß- oder Wergeld; die Herren hatten das Recht, die Leibeigenen zu schlagen, ihnen die Hände abzuhauen und die Augen auszustechen und sie selbst zu töten; doch gab es schon frühe Gesetze gegen die Ueberbürdung und Unterdrückung der Leibeigenen[3]).

Im Speiergau waren durch die Schenkungen der Kaiser die Bewohner großenteils Leibeigene des Bischofes geworden, nur die Bewohner von Speier wurden 1111 durch Kaiser Heinrich V. von dieser Leibeigenschaft und den damit verbundenen Lasten und Abgaben wieder befreit[4]).

---

[1]) S. Giesebrecht a. a. O. I, 177 f.

[2]) Ein Jahrtausend zuvor war im Zeitalter der Gracchen die Zahl der freien Römer vielfach aus denselben Gründen in ebenso erschreckender Weise zusammengeschmolzen, und der Absolutismus der römischen Kaiser gründete sich im wesentlichen auf jene traurigen Zustände.

[3]) Vgl. Rudhart a. a. O. S. 500—509; Frey a. a. O. I, 33 und II, 29; Görringer a. a. O. S. 208 ff.

[4]) S. Hilgard, Urkunden zur Geschichte der Stadt Speier, S. 18; Remling, Urkundenbuch, I, 88 und Bischöfe I, 349; Harster in der Zeitschrift f. d. Gesch. des Oberrheins, 38. B. S. 211 f.; Lang, Bayerns Gaue, S. 131. — Die Stadt Speier erhebt der Kaiser Heinrich V. zur ersten freien Stadt des Reiches, die Speierer Bürger nennt er seine Bürger (cives nostros) und gibt ihnen die freie Verfügung über ihre Güter zurück, die Leibeigenen nicht zustand (ut omnes liberam potestatem habeant suis heredibus relinquendi bona sua vel cuicunque personae dare voluerint, concessimus). — Außer den Bürgern von Speier standen die Bürger von Worms,

Es ist ein Verdienst der Kirche, daß sie das harte Loos der Leibeigenschaft allmählich zu mildern bestrebt war, weshalb es die Leibeigenen als eine Verbesserung ihrer Lage ansahen, wenn sie an die Kirche verschenkt wurden.

Das war (nach Rudhart a. a. O. S. 501) „keine erfreuliche Lage", in der die große Masse der Bevölkerung in jener „guten alten Zeit" sich befand; Jahrhunderte lang war der Bauer schwer gedrückt und an seine Scholle gefesselt, vergebens war der Versuch in der Reformationszeit die Fesseln zu brechen und ein menschenwürdigeres Dasein sich zu erkämpfen, noch Ende des vorigen Jahrhunderts waren sämtliche Bewohner von Edenkoben bis auf den Oberschultheißen v. Täuffenbach und den kaiserlichen Notar Hügler (und jedenfalls auch die Geistlichen) Leibeigene verschiedener Herren: da brachte eine der gewaltigsten Erschütterungen aller Zeiten dem gedrückten Bürger- und Bauernstand die längst ersehnte Befreiung von unwürdigen Fesseln[1]) und das Recht der Teilnahme an den Angelegenheiten des Staates; der Bürger und Bauer erhielt die Verfügung über den eigenen Leib zurück, die Leibeigenschaft hörte auf, frei ist der gemeine Mann wieder geworden, wie die alten Franken frei waren; und während die alte Zeit gut war für einzelne Stände, so ist die neue Zeit gut für alle, soferne sie thätig und eines guten Willens sind.

Mainz, Köln, Würzburg u. a. treu zu Kaiser Heinrich IV., weshalb dieser und die folgenden Kaiser in ihren Kämpfen auf die Städte sich zu stützen suchten und deren Reichsfreiheit förderten. Heinrich IV. schreibt in einer Urkunde vom 18. Januar 1074: „Die Einwohner der Städte mögen auf des Königs Dankbarkeit vertrauen und mögen von Worms lernen Treue zu halten. Sie haben selbst den Tod nicht fürchtend in der größten Gefahr die größte Treue bewiesen, in einer Zeit, wo alle Fürsten von mir abgefallen waren." Vgl. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, III, 291. — So haben die salischen Kaiser schon im 11. Jahrhundert einen freien Bürgerstand im deutschen Reiche begründet, der Bauer aber ist erst im 19. Jahrhundert wieder frei geworden.

[1]) Die rohen Ausschreitungen der Bauern im 16. Jahrhundert und der französischen Revolutionäre im 18. Jahrhundert sind natürlich aufs schärffste zu verurteilen, aber den innerhalb der gesetzlichen Schranken sich haltenden Bestrebungen der Bauern, Bürger und Arbeiter, ihre Lage zu verbessern, muß jeder Vernünftige und christlich Gesinnte wohlwollend gegenüber stehen.

Nachträge.

Zu Seite V, Zeile 3 von unten. Die am weitesten verbreitete Geschichte der Pfalz ist die von Häusser; diese behandelt die vorgeschichtliche Zeit gar nicht, die römische Zeit auf sieben Seiten, die Burgunder werden nicht einmal erwähnt, der Alamannen wird nur auf einer Seite (8) gedacht, und erst die Frankenzeit wird auf S. 8 ff. etwas ausführlicher geschildert. Deshalb war es notwendig, die Zeit vor Karl dem Großen eingehender darzustellen.

Zu S. 1, Anm. 3. Auch Weigand (Deutsches Wörterbuch) hält „Hart" für besser als „Hard".

Zu S. 2, Z. 2 v. o. Bädecker, Rheinlande 1883, spricht auf S. 127 von „pfälzischen Vogesen".

Zu S. 2, Anm. 5. Dr. Keiper in Zweibrücken ist gleichfalls der Ansicht, daß Orensberg = Odensberg sei, und führt aus W. Arnold (Wanderungen und Ansiedelungen deutscher Stämme, 2. Ausg. Marburg 1881, S. 633) Folgendes an: „Eintretendes Zungen-r für d oder t begegnet wenigstens in einzelnen Schreibungen, wenn auch die Urkunden- und Schriftsprache sonst das richtige d oder t festgehalten hat. Dieser dem Dialekt zum teil heute noch eigentümliche Wechsel war schon im 13. Jahrhundert üblich." Hiefür werden zwei Beispiele aus Urkunden von 1269 und 1282 angeführt (harre statt hatte und rore st. rode).

Zu S. 3, Anm. 5. Ueber die „Vestung" und das „Bergschloß Frankenfelß" schreibt auch der wenig zuverläßige Beyerlin (Manuskript, S. 39 f.).

Zu S. 6, Z. 11 v. o. Es war ein großer Fehler, daß man vor Bau des Amson'schen Hauses nicht einen Austausch von Ländereien mit der Gemeinde Maikammer bewerkstelligte, und sollte dieser Fehler so bald als möglich wieder gut gemacht werden.

Zu S. 10, Z. 4 v. u. Am Turme der protestantischen Kirche dahier ist der Name „Etenkoben" mit der Jahreszahl 1728 eingemeißelt.

Zu S. 10, Anm. 2. Nach einer Mitteilung des großherzoglichen Generallandesarchives in Karlsruhe v. 24. Mai 1887 führt Ottenhöfen im Achertal seinen Namen erst seit dem 16. Jahrhundert. Der Name des bei Bühl in der Ebene gelegenen Ottenhofen kommt schon etwas früher vor, aber in derselben Form wie heute.

Zu S. 10, Anm. 3. Nach der Bavaria (V. B.) gibt es in Bayern drei Ortschaften mit dem (von Otto abzuleitenden!) Namen Otting: je eine bei Laufen (Salzburg), Passau und Donauwörth.

Zu S. 10, Anm. 4. Lamey erklärt in der Vorrede zum III. B. des cod. Lauresham. (b 3) Ottincheim entschieden für Edigheim. — „Ottenheim" am Rhein bei Lahn und „Ettenheim" in Baden sind jedenfalls auch von Otto abzuleiten.

Zu S. 11, Anm. 2. Nachträglich erfahre ich, daß man Watzenhofen auch von dem altdeutschen Personennamen Wazzo oder Watzo (mit Watzmann = Wassermann zusammenhängend?) ableiten will, was Beachtung verdient; demnach wäre Watzenhofen = Watzos Hof. Doch ist der Name sehr selten, Weishaupt (a. a. O.) führt denselben gar nicht auf, und im cod. Lauresh. kommt nur Watto (= Watzo?) zweimal vor; in anderen alten Urkunden habe ich den Namen Watzo nicht gefunden.

Zu S. 14, Z. 9 v. u. Nach Napoleon (Gesch. Jul. Cäsars 1867, II, 1) wanderten Kelten schon im 9.—10. Jahrhundert v. Chr. aus Gallien aus.

Zu S. 14, Anm. 6. Daß an Stelle des heutigen Neustadt eine keltische Niederlassung Noviomagus sich befand, dafür spricht natürlich auch der Name Neustadt, der nur eine Uebersetzung von Noviomagus ist.

Zu S. 15, Anm. 1. Nach dem „Pfälzischen Museum" v. 1884, Nr. 2 (Karl Christ) ist die keltische Endung magus gleichbedeutend mit dem deutschen „Gemach" (= Wohnung), welches mit dem hochdeutschen „machen" dieselbe Wurzel hat.

Zu S. 15, Anm. 2. Eine ganz neue beachtenswerte Ableitung der Wörter „Germani" und „Germania" stellt Dr. J. Basanávitius aus Lom-Palanka (Bulgarien) im Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte von 1887 (Nr. 6, S. 51 f.) auf, indem er an die litauischen Wörter gérmė = dichter Wald, Urwald und germóna = Waldbach erinnert; demgemäß wären die Germani = Urwaldbewohner und Germania = ein mit Urwäldern bedecktes Land. Damit stimmt überein, daß nach Caesar (bell. Gall. II, 4) die belgischen Bewohner des Waldgebirges der Ardennen sich mit dem gemeinsamen Namen „Germani" bezeichneten; Waldbewohner nannten sich mehrere deutsche Stämme, wie die Harudes (v. ahd. hart = Wald, Bergwald) und die Nemetes (von nemus = Hain); nach Mehlis (Studien I) soll sogar der Name Triboci (v. goth. triu = Baum = δρῦς und boc = Buckel, Berg, S. 72 f.) Waldbewohner und Treveri (v. goth. triu = Baum, Wald) Wäldler bedeuten. Nach Plinius (nat. hist. 16, 5) war ganz Germanien mit Wäldern bedeckt. — Früher leitete man das Wort vom ahd. gêr = Wurfspieß und man = Mann ab, was Weigand (Deutsches Wörterbuch) verwirft. — Leo (bei Haupt, Zeitschrift V, 514) und Grimm (Geschichte der deutschen Sprache 785 bis 789) führten das Wort auf das keltische garmwyn = Schreier, Rufer zurück. Auch Andrä (Weltgeschichte, 15. Aufl. S. 115) übersetzt Germani mit „Rufer im Streite" und „tobender Krieger"; diese Bezeichnung ist zu allgemein; denn die Krieger aller Völker sind Rufer im Streite. — Nach Andrée (Hist. Atlas, Text, S. 19) bedeutet das „keltische" Wort „Germani" am wahrscheinlichsten „Nachbaren" (vom kelt. ger maon, s. Weishaupt a. a. O. S. 44). — Zeuß (die Deutschen und die Nachbarstämme 1837, S. 59) hält gleichfalls dafür, daß das Wort von den Kelten ausgegangen sei, erinnert aber an den altdeutschen Mannsnamen Germo und glaubt deshalb an eine gemeinsame (indogermanische?) Wurzel germ. Die Ableitung von Wehr, ahd. weri, wari verwirft Zeuß. — Tacitus hält das Wort für neu und sagt, der Name komme von den Tungri, die früher Germani geheißen. — Strabo leitet das Wort von germanus = leiblicher Bruder (germen = Geburtskeim) ab. — Germani mit Waldbewohner zu übersetzen scheint mir am einfachsten und natürlichsten zu sein.

Zu S. 16, Z. 7 v. o. Altbürgermeister Bachtler in Weyher besaß noch 1885 einen großen Steinkeil, den der gemeine Mann „Keidel" nannte.

Zu S. 31, Z. 19 v. o. S. Mommsen, Röm. Gesch. III, 240.

Zu S. 32, Anm. 1. Noch einige Ableitungen von „Burrweiler" sind beachtenswert. Die älteste urkundlich nachweisbare Schreibweise des Wortes ist Bubenwilre (s. Mon. Pal. III, 83, 86, Urk. v. 1275; III, 101 v. 1278; V, 96 v. 1280). Hiebei hat man nicht an Buben = Knaben zu denken, sondern an den ahd. Personennamen Babo (bab = Vater, s. Weishaupt a. a. O. S. 17), aus welchem später Bubo wurde, wie Hago zu Hugo (s. Act. Ac. Pal. III, 258); auch führt Frey (a. a. O. I, 246) die Schreibweise Babenwilre an. Schloßstein (Pfälz. Mus. 1887, S. 52) leitet Bubenhausen, Bubenheim gleichfalls von Babo ab. Somit dürfte Bubenwilre = Babo's Weiler sein. Allein der volkstümliche Name Bur wird damit nicht erklärt; neben dem offiziellen „Buben"- oder „Babenweiler" muß das Dorf im Munde des Volkes noch einen anderen Namen gehabt haben, und hat man entweder an das ahd. bûr = Bau, Wohnung, Haus (s. Hahn, althochd. Gramm. 1875, S. 114) zu denken oder an das ahd. bûari, mhd. bûre, holl. boer (spr. bur) = Bauer, wonach Burweiler = Bauernweiler wäre; doch ist dieser Name zu allgemein; denn in jedem Dorfe weilen Bauern. Burrweiler als Burgweiler zu erklären scheint der Sache am ehesten zu entsprechen, der Gaumenlaut g oder ch in der Mitte fällt in der Sprache des Volkes aus, wie auch aus Kirrwe = Kirchweih ersichtlich ist.

Zu S. 38, Anm. 1. Eutropius, hist. Roman. IX, 17 (ed. Dietsch 1875) schreibt: Probus vineas Gallos et Pannonios habere permisit. — Ermordet wurde der Kaiser in seiner Vaterstadt Sirmium.

Zu S. 49, Anm. 1. Mehlis (Studien I, 67) erklärt „Salier" mit Salzlandbewohner (vw. Saale, Selz).

Zu S. 53, Anm. 5. Dr. Schloßstein in Annweiler leitet im „Pfälzischen Museum" v. 1887, S. 52 Diedesfeld von dem ahd. diot (= thiot), Volk ab; demgemäß wäre Diedesfeld = Diotsfeld, Volksfeld. Dieser Versuch verdient dieselbe Beachtung wie der von Ed. Bloch.

Zu S. 62. Auch Molitor (Geschichte v. Zweibrücken 1885, S. 439) spricht von einem „in der abenteuerlichsten Weise abgefaßten angeblichen Testamente" des Königs Dagobert II.

Zu S. 64, Anm. 1. Ein an den Bischof Heinrich II. von Speier gerichtetes Breve (= Brief, s. Wattenbach, das Schriftwesen im Mittelalter, S. 124) des Papstes Clemens IV. (1264—1268), gegeben zu Viterbo 1266, befiehlt den von den Rittern geschlossenen Vergleich anzunehmen und mit kirchlichen Strafen gegen die Haingeraidebauern einzuschreiten (rusticos de Gotramestein et Nosdorf eorumque complices, qui heingereide vulgariter appellantur). S. Mon. Pal. III. 53 sq. Wegen weltlicher Dinge griff man damals, wie aus der Urkunde hervorgeht, unbedenklich zu geistlichen Waffen, die übrigens keine Wirkung erzielten. — Der Papst, der nicht deutsch verstand, hielt die Haingeraiden für Bauern. — Der Ausdruck Almeinde (= Allgemeine), der im päpstlichen Breve vorkommt, deutet darauf hin, daß die Ordensoberen von Eußerthal von der Auffassung ausgingen, daß der Wald zum allgemeinen Gebrauche da sei, also auch neue Ansiedler, wie es die Mönche von Eußerthal waren, ein Recht auf Beholzigung hätten, was aber die Bauern nicht gelten lassen wollten.

Zu S. 64, Anm. 4. Auch Widder (a. a. O. II, 438) schreibt „Haimbach".

Zu S. 65, Anm. 2. Da Hain = Hagen (abgekürzt Haag, Hag, vorderpfälz. Hack) ist, so ist Hainbach = Hagenbach = Hambach (s. Act. Ac. Pal. III, 239, vgl. Waldhambach) und Hainhofen (Waldhofen, Waldhof) = Hanhofen; „g" wird zu „j" und „i" oder verliert sich ganz.

Zu S. 67. Jede Geraide hatte ein eigenes Zeichen, welches auf den Grenz(= Looch)-Steinen zu finden ist. Das Zeichen der 2. Geraide war X, das der 3. ꝫ, das der 4. + (hinter der Rietburg zu sehen, doch soll dieses den bischöflichen Wald bezeichnen?), das der 5. ein Anker.

Zu S. 68, Anm. 3. Die Mitteilung erfolgte am 3. Dez. 1886 durch Herrn Dr. v. Weech.

Zu S. 69, Z. 17 v. o. Was sagen die Forstmänner der Pfalz zu der Behauptung Riehls (in seinem Buche „Die Pfälzer" 1857, S. 14): „Die Wälder an den herrlichen Vorbergen der Pfalz sterben ab, und kein Doktor kann ihnen helfen." Wenn Riehl recht hat, dann sollten diese Wälder nur als Schutzwaldungen behandelt werden.

Zu S. 71, Anm. 1. Nach der Bavaria (Oberbayern, S. 297) wird Karl d. Gr. aus dem Untersberge, wenn sein Bart zum drittenmale um den marmornen Tisch, an welchem er sitzt, gewachsen ist, als Schutz- und Schirmherr der deutschen Nation hervorbrechen und mit den Seinigen bei dem Birnbaum auf dem Walserfeld die gewaltige Siegesschlacht schlagen. — Unseres Wissens wurde die „Dagobertshecke" bis jetzt noch nicht zum Gegenstande eines Gedichtes gemacht, obwohl der Stoff hiezu sehr geeignet ist.

Zu S. 71, Anm. 2. Ein Weg bei Frankweiler heißt „Frankenweg".

Zu S. 77, Anm. 4. Nach Remling (Bischöfe I, 343) und Lang (Bayerns alte Graffschaften, S. 291) vereinigte Bischof Gebhard II. (1105—1110), der wahrscheinlich 1106 von Kaiser Heinrich V. zum Abt von Lorsch ernannt wurde, die reichen Einkünfte dieses Klosters mit dem Hochstift; unter diesem Bischofe, der über Speier und Lorsch zugleich gebot, konnten jene Gütertausche sich am leichtesten vollziehen, und so mag unter ihm Edenkoben von der Abtei Lorsch an das Bistum Speier übergegangen sein.

Zu S. 80, Anm. 10. Vgl. dagegen Lehmann, Burgen II, 304 ff.

Zu S. 84, Z. 12 v. o. Nach Lehmann (Burgen II, 265) war der Graf Adolf v. Waldeck Reichsstatthalter für den deutschen König Wilhelm von Holland; trotzdem kann er zugleich bischöflicher Landvogt des Speiergaues gewesen sein, wie auch Remling (Bischöfe II, 495) ihn Landvogt nennt. Wenn Graf Adolf als Vertreter des Königs und des Bischofes zu Gericht saß, so hatte seine Entscheidung besonderes Gewicht.

Zu S. 85, Z. 6 v. o. Nach den Acta Acad. Palat. II, 9 wollen einige Godramstein mit „Götter am Stein" erklären, wogegen sich der Herausgeber der Acta (Lamey) erklärt, da die alte Schreibweise „Godmarstein" sei. In einer Urkunde v. 767 (cod. Lauresh. II, Nr. 2163) heißt das Dorf Godmarstaine = gottberühmter Stein (von Godmar = Gottes Ruhm, gottberühmt, s. Weishaupt a. a. O.), und in einer Urkunde v. 900 (s. Acta Acad. Palat. III, 243 sq.) wird es Cotemaristein genannt. In den späteren Urkunden jedoch heißt es Goderamstein 1229 (s. Mon. Pal. III, 15), Gotramstein 1266 (M. P. III, 53) und Gotramestein 1274, 1276 und 1277 (M. P. III, 75, 91, 97). Demnach hat sich der Name des Dorfes im Laufe der Zeit geändert; Godmar (ahd. Gotamâr) und Gotram sind verschiedene Namen, die wegen ihrer Aehnlichkeit verwechselt wurden.

Zu S. 85, Z. 7 v. u. Der erste Teil von „Stahlbühel" kommt vom ahd. stual, stuol = Stuhl, Sitz, Thron; demnach ist Stahlbühel = Stuhl-Hügel; Hügel, wo der Stuhl der (Gau-)Richter steht.

Zu S. 87, Z. 11 v. o. Auch Widder (a. a. O. II, 511) kennt den „Stalbohel" bei Frankweiler und Godramstein, hält ihn aber nur für die alte Gerichtsstätte der Dörfer des Queichthales und fügt bei, daß nach Aufhören der „Dingtäge unter freiem Himmel der Plaz in einen Wald erwachsen; in gegenwärtigem (18.) Jahrhundert aber zu Weingärten angelegt worden" sei.

Zu S. 91, Z. 7 v. o. Aus der weiten Verbreitung des niederen Dorfadels erklärt es sich, daß heute noch in vielen Gemeinden der Pfalz ganz einfache Leute, selbst Dienstmägde, das Wörtchen „von" vor ihren Geschlechtsnamen setzen; es scheinen diese Nachkommen jener Dorfadeligen zu sein, die in den Urkunden mit dem lat. Namen milites bezeichnet wurden, was man gewöhnlich mit Ritter übersetzt, was aber eigentlich nur Soldaten heißt. Für höher hielten sich die Stadtadeligen (Patrizier), die sich später in die staatliche Adelsmatrikel eintragen ließen und so das Wörtchen „von" vor ihrem Namen retteten, während man den Landadeligen das „v." abzuerkennen beginnt. Dem höheren Adel gehörten die reich begüterten Grafen an, die ursprünglich kaiserliche Beamte waren und an der Spitze eines Gaues standen.

Zu S. 93, Anm. 1. In einer Urkunde von 1256 verkauft Hermannus de Rietberc mit Zustimmung seiner Gemahlin Christine v. Stralenberc und seiner 3 Schwestern einige Güter in Offenbach und Altheim an das Kloster Eusserthal um 700 Pfund Heller. Unterzeichnet sind als Zeugen die Brüder Hermannus senior de Rietberc, der öfters genannte Anthonius de Kyrwilre und die Brüder Waltherus und Johannes dicti de Heinvelt. S. Mon. Pal. III, 39 sqq.

Zu S. 93, Anm. 2, Z. 3 v. o. Die Urkunde v. 1210 ist abgedruckt in Remlings Urkundenbuch I, 145.

Zu S. 96, Z. 14 v. o. Das Dorf Winzingen (Wenzingen) bei Neustadt wird urkundlich ein halbes Jahrtausend früher als Neustadt erwähnt 782 im cod. Lauresh. Nr. 2153.

Druckfehler.

Seite 3, Zeile 12 von unten lies Reichsfeste statt Reichsveste.
S. 17, Z. 13 v. u. l. Bergfeste st. Bergveste.
S. 21, Anm. 3, Z. 2 v. u. l. Kampfesweise st. Kampfsweise.
S. 23, Z. 4 v. u. l. bemerkt st. bermerkt.
S. 70, Z. 8 v. u. l. stünde st. bestünde.
S. 71, Anm. 1, Z. 5 v. o. l. Fürst st. Fürsten.
S. 75, Anm. 1, Z. 3 v. u. l. Jauchert st. Zauchert.
S. 76, Anm. 2, Z. 9 v. u. l. 774 st. 1774.
S. 77, Z. 10 v. u. l. Kropsberg st. Kropsburg.

Druckfehler.

Seite 8, Seite 12 von unten [illegible]
S. 17, Z. 13 v. u. l. [illegible]
S. 21, Anm. 3, Z. 2 v. u. l. [illegible]
S. 53, Z. 4 v. u. l. [illegible]
S. 70, Z. 8 v. u. l. [illegible]
S. 71, Anm. 1, Z. 3 v. o. l. [illegible]
S. 75, Anm. 1, Z. 3 v. o. l. [illegible]
S. 76, Anm. 2, Z. 9 v. u. l. 1754 st. 1774.
S. 77, Z. 10 v. u. l. [illegible]

Schmitt, Johann Josef Hermann,

Geschichte der Stadt Edenkoben in der Pfalz

Bd.: 1

Edenkoben 1887